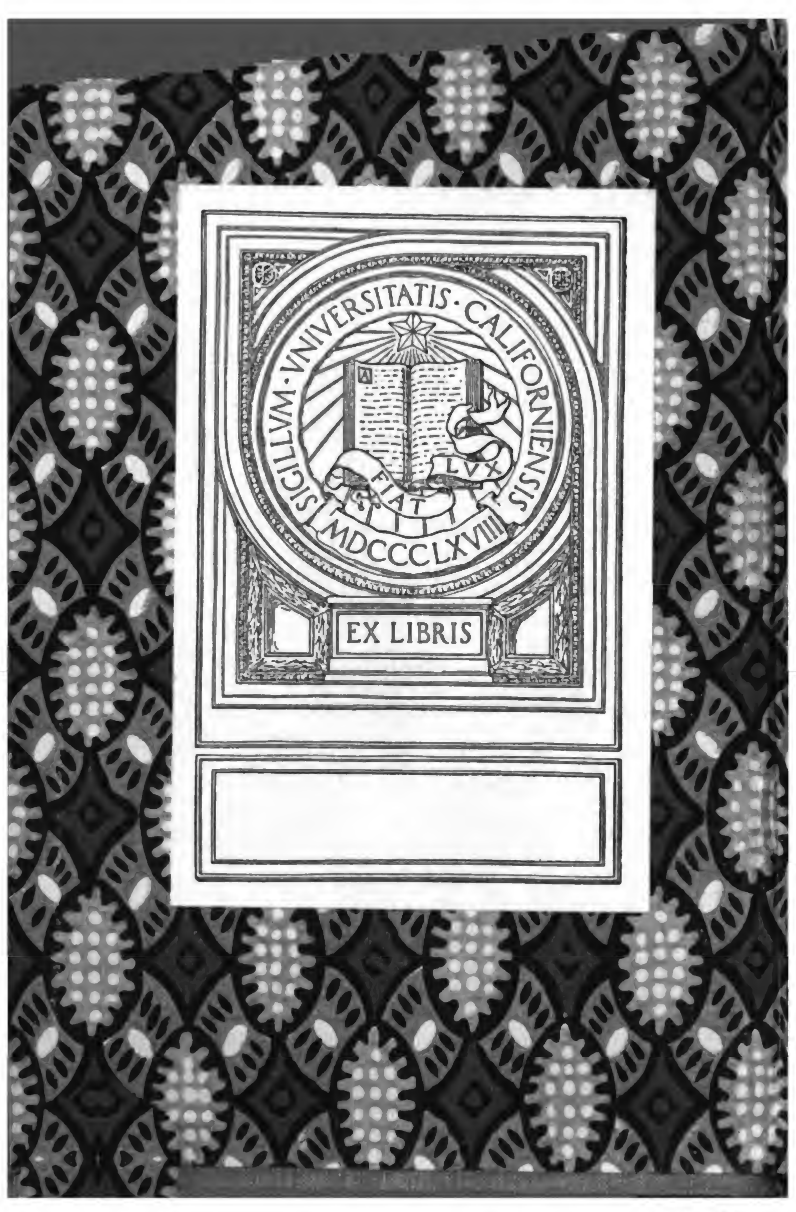
UNIVERSALITÄT

Wilhelm Freiherr von Humboldt,
Johannes Schubert




SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS





ERZIEHER ZU DEUTSCHER BILDUNG

ACHTER BAND



VERLEGT BEI EUGEN DIEDERICHS
JENA UND LEIPZIG 1907

WILH. VON HUMBOLDT
||
UNIVERSALITÄT

AUSGEWÄHLT UND
EINGELEITET VON
JOHANNES SCHUBERT
MIT PORTRÄT



VERLEGT BEI EUGEN DIEDERICHS
JENA UND LEIPZIG 1907

VON DIESEM BUCHE WURDEN 100 ABZÜGE AUF ECHTEM BÜTTENPAPIER / ZUM PREISE VON SECHS MARK FÜR DAS EXEMPLAR / HERGESTELLT / IN GANZPERGAMENT GEBUNDEN UND HANDSCHRIFTLICH NUMERIERT





EINFÜHRUNG

„Der deutsche Geist sitzt Ihnen zu tief, als daß Sie irgendwo aufhören könnten, deutsch zu empfinden und zu denken."
Schiller an Humboldt in Rom, 3. 4. 05

Wir Deutschen sind reich an Schriftstellern, die den Begriff und das Ideal der universellen Persönlichkeit, der durch ästhetische und intellektuelle Kultur zur harmonischen Totalität herangebildeten Menschennatur in stiller Studierstube aufgestellt, in gedankenreichen Schriften gepriesen und ausgemalt haben; bedeutend ärmer jedoch an Männern, die dies Ideal auch durch ihr Leben plastisch dargestellt, selbst im Drange nüchterner Geschäfte nie aus den Augen verloren und durch praktisches Tun für die Bildung einer ganzen Nation fruchtbar zu machen gewußt haben. Einer dieser seltenen Männer ist Wilhelm von Humboldt.

Wenn der Minister von Stein unter dem Eindruck des politischen Zusammenbruchs dem Naturphilosophen Steffens klagte (wie dieser in seinen Lebenserinnerungen mitteilt), daß Metaphysik und ästhetische Kultur den Deutschen ihre politische Tatkraft geraubt und sie zum praktischen Handeln untauglich gemacht hätten — Wilhelm von Humboldt ist eine glänzende Widerlegung dieser Anklage. Derselbe Mann, der sich nach kurzer Referendartätigkeit am Berliner Kammergericht für zehn Jahre ins Privatleben zurückzieht, um nur sich selber und seiner Bildung zu leben; dem geistiger Genuß und das Leben in Ideen als das

eigentliche Ziel und der Sinn des Daseins gilt, besitzt doch zugleich die Fähigkeit, in dem Augenblick, wo das Vaterland seiner bedarf, als Gesandter, als Leiter des Kultus und der Erziehung, als Mitglied dreier welthistorisch bedeutender Kongresse der Freiheitskriege eine Tätigkeit zu entfalten, die schon als bloße Arbeitsleistung Bewunderung abnötigt, durch Form und Inhalt aber zugleich auf einer Höhe steht, daß daneben die angestaunten Diplomaten-Kniffe und -Schliche Talleyrandscher Methode zur Lächerlichkeit herabsinken.

Ein Staatsmann in der Tat „von perikleischer Hoheit des Sinnes", um mit Böckh zu reden, dem es zum entschiedensten Erfolg freilich nur an einem fehlt: an der hartnäckigen Überzeugung von der Wichtigkeit seines Berufes und an dem durch keine noch so große Pflichttreue zu ersetzenden persönlichen Ehrgeiz, die politischen Dinge nach eigenem eisernen Willen zu formen und zu gestalten. Hegels „List der Idee", die den Egoismus des einzelnen als Hebel benutzt, um allgemeine Werte durchzusetzen, hatte keine Gewalt über diesen Mann; und der Wunsch des geborenen Politikers, die Zügel der Macht bis zum letzten Atemzug in den Händen zu behalten, lag ihm so durchaus fern, daß er im Gegenteil sein Leben für verfehlt gehalten hätte, wenn ihm nicht das Alter noch eine beträchtliche Spanne einer rein ideeller und wissenschaftlicher Betätigung gewidmeten Muße geschenkt hätte.

Wie es nie die innere Anlage ganz allein ist, die den Mann zu dem macht, was er schließlich wird, sondern die äußeren Bedingungen daran einen hervorragenden Anteil haben, so vereinigten sich bei W. v. Humboldt eine Reihe der günstigsten Umstände, um ihn in Tätigkeit und Genuß ein Leben von seltenster

Reichhaltigkeit auskosten zu lassen. Achtzehn Jahre jünger als Goethe und acht Jahre jünger als Schiller ... er ist am 22. Juni 1767 in Potsdam geboren ... macht er in seiner empfänglichsten Jugend den Umschwung von der einseitigen, aufklärerischen Verstandeskultur, die ja in Berlin ihren Hauptsitz hatte, zur Entdeckung des neuen, erhöhten, nicht auf bloße Vielwisserei im Sinne des Famulus Wagner, sondern auf harmonische Durchbildung ausgehenden Menschen mit Begeisterung mit. Nicht jedoch, ohne daß sein Schifflein durch seine Jugenderziehung einen genügenden Ballast von Verständigkeit erhalten hätte, der es in den Wogen von Sturm und Drang vor dem Kentern bewahren mußte. Diese Wogen gingen auch bei Humboldt für ein Weilchen ziemlich hoch. War doch seinem Wesen bei aller echt norddeutschen Kühle der Reflexion eine starke Dosis Leidenschaftlichkeit und Sinnlichkeit beigemischt; preist er doch in einem Aufsatz eine solche als Grundlage und bewegende Macht aller energischen Tätigkeit des Geistes und der Seele. Freilich: „Ausbildung und Verfeinerung muß das bloß sinnliche Gefühl erhalten durch das ästhetische; hier beginnt das Gebiet der Kunst und der Einfluß auf Bildung und Moralität." Damit ist er reif für den „Tugendbund" geistvoller Berlinerinnen, die aus der nüchternen Aufklärung in das romantische Fahrwasser hineinsteuerten, und in Henriette Herz findet er den ersten würdigen Gegenstand jugendlicher Bewunderung und Schwärmerei.

In der auf die Berliner Zeit folgenden und durch mannigfache Reisen verschönten Studentenzeit sind es zwei Männer, die einen entscheidenden Eindruck auf ihn machen und seinen Horizont weiten: Forster und Jacobi. Forster: eine einzigartige Erscheinung unter den Deutschen jener Tage; schon als Jüngling

ein Weltumsegler, als Mann voll genialer, seiner Zeit weit vorauseilender politischer Ideen, aber durch die Zeit und äußeren Umstände nicht begünstigt, sondern gehemmt, von ebenso unglücklichem Lebensgang und -ende, wie Humboldt von glücklichem und erfolggekröntem. Jacobi: der „Gefühlsphilosoph", nichtsdestoweniger einer der scharfsinnigsten und beachtenswertesten Kritiker der Kantischen Philosophie; Verfasser der Sensation machenden philosophischen Romane „Woldemar" und „Allwills Briefsammlung", in denen er gegen die „Schul-, Stadt- und Heer-Moral, welche die beliebte durchgängig gute Aufführung, das exemplarische Leben hervorbringt",[1] Sturm läuft. Von Forster an Jacobi empfohlen, verbringt Humboldt fünf philosophische Tage auf dessen Landsitz Pempelfort bei Düsseldorf, und beide sind begeistert von einander. Jacobi nennt den einundzwanzigjährigen einen spekulativen Kopf, wie es wenige gibt, während dieser selbst sich wohl Logik, aber keine Spekulation zutraut.

Im August des Revolutionsjahres 1789 ist er in Paris, sieht Mirabeau, studiert das französische Volk — leider existieren keine Aufzeichnungen aus jenen Tagen von seiner Hand — im Herbst ist er in der Schweiz, wo er Lavater besucht, dessen Leere er durchschaut. Gerade weil er sich ihm auf dessen eigenem Gebiet gewachsen fühlt, läßt er sich nicht verblüffen. Lavater ist Physiognomiker, Humboldts Lieblingsthema ist die Charakterologie; Lavater geht vom Knochen aus, Humboldt vom Geist. „Ich hatte damals," so heißt es später in den „Briefen an eine Freundin", „eine Art von Leidenschaft, interessanten Menschen nahe zu kommen, viele zu sehen und mir in der Seele ein Bild ihrer Art und Weise zu machen.

[1] Siehe Jacobi, Werke, Bd. I, S. 61.

Die Hauptsache lag mir an der Kenntnis. Ich benutzte sie zu allgemeinen Ideen, klassifizierte mir die Menschen, verglich sie, studierte ihre Physiognomien, kurz, machte daraus, so viel es gehen wollte, ein eigenes Studium." Dem späteren Diplomaten wird dieses Studium zustatten kommen; vorläufig freilich ist es ihm nur um die Kenntnis zu tun!

Zurückgekehrt tritt er in die Praxis; er wird Referendar am Kammergericht. Eine traurige Zeit damals in Berlin. Die Zeit pfäffischer Reaktion gegen den Geist Friedrichs des Großen, die Zeit eines Wöllner, des Religionsedikts und der Zensurherrschaft! Humboldt, der Anhänger der französischen Revolution, steht fest zur freisinnigen Berliner Monatsschrift des wackern Biester. Aber angesichts des verfallenden öffentlichen Lebens reift in ihm ein Entschluß: er will die staatliche Laufbahn aufgeben, um sich und seiner Bildung zu leben. Forster schüttelt betroffen den Kopf: „der Mann solle ins Große und Ganze wirken!" Humboldt antwortet mit einem Paradoxon: „Mir heißt ins Große und Ganze wirken: auf den Charakter der Menschheit wirken, und darauf wirkt jeder, sobald er auf sich und bloß auf sich wirkt." Aber eine nähere Erklärung folgt: „der wahrhaft große, d. h. der wahrhaft intellektuell und moralisch ausgebildete Mann wirkt schon dadurch allein mehr als alle andern, daß ein solcher Mann einmal unter den Menschen ist oder je gewesen ist." Und ferner: „man sei nur groß und viel, so werden die Menschen es sehen und nutzen." Mit diesen Gedanken zieht er sich in die Muße des Privatlebens zurück, die ihm seine glückliche und unabhängige äußere Lage gestattet. Zu derselben Zeit, da sein Bruder Alexander sich in Paris auf seine amerikanische Entdeckungsreise vorbereitet, macht sich Wilhelm auf eine geistige Ent-

deckungsfahrt: er entdeckt den idealen Menschen in der Vergangenheit, im Griechentum. Aber es ist, als ob er sich zuvor noch mit seinem Gewissen auseinander zu setzen habe; als ob er seine Zurückgezogenheit, seine Abneigung gegen den Staatsdienst theoretisch rechtfertigen müßte. Den äußeren Anstoß dazu gibt die in immer höheren Wogen gehende französische Revolution, die ihn anregt, seine staatsphilosophischen Ansichten zu entwickeln.

Es geschieht dies zunächst in einem Briefe an seinen Jugendfreund Gentz; dieser Privatbrief gibt dann später die Grundlage für Dispute mit dem Mainzer Koadjutor Dalberg, dem er in Erfurt infolge seiner Verlobung mit Caroline von Dacheröden nahe tritt, und aus diesen Disputen erwachsen die „Ideen zu einem Versuch, die Grenzen der Wirksamkeit des Staates zu bestimmen." Dalberg träumt von politischen Glückseligkeitsplänen, die nach seiner Ansicht nur der den Bürger am Gängelbande führende aufgeklärte Despotismus zu verwirklichen imstande sein soll. Humboldt kommt aus einem Lande despotischer Bevormundung; er hat die Depravation, die Schwächung von Energie und Charakter, die ein solches System mit sich führt, mit eigenen Augen angesehen. So verblüfft er den Koadjutor durch Anschauungen von radikaler Kühnheit, die sich im Disput entwickeln, klären, vielleicht auch verschärfen. Die Handschrift wird an Schiller gesendet, der ein solches Interesse für das Werk und den Stoff faßt, daß er vorübergehend eine eigene Behandlung desselben Themas plant. Wenn dies auch nicht zur Ausführung gekommen ist, so dürfen wir doch sicher annehmen, daß in den „Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen" die Gegenüberstellung des empirischen Notstaates und des Staates der Freiheit

auf die von Humboldt ausgegangenen Anregungen zurückzuführen ist.

Eine kurze Wirksamkeit im Staatsdienst hatte für Humboldt genügt, um ihn von der Schädlichkeit zahlreicher staatlicher Einrichtungen zu überzeugen. Sie gewöhnen, nach seiner Ansicht, den Menschen zu sehr, sich auf fremde Leitung, Belehrung und Hilfe zu verlassen und nicht auf die eigene Kraft. Die Übelstände des Bureaukratismus sind selten überlegener und treffender (auch von Bismarck kaum) gezeichnet worden, als von dem 25jährigen Referendar a. D. Dem Bureaukratismus wird notwendig der Hinblick auf die Form das Wesentliche; der eigentliche Endzweck tritt völlig in den Hintergrund, und dieser Formalismus führt sich selber schließlich ad absurdum. Er macht eine beständige Vermehrung des Schreibwerks, des Beamtenpersonals notwendig, und der reine Mechanismus dieser Tätigkeit macht die Menschen schließlich selber zu Maschinen. Aber selbst wenn der eigentliche Endzweck dieses ganzen Treibens, nämlich das Glück der Untertanen, erreicht werden sollte, was noch sehr zweifelhaft ist, so wäre es doch zu teuer erkauft durch die Würde der Menschheit. Humboldts Schrift, die den Geist des besten 18. Jahrhunderts atmet, ist erfüllt von einem ethischen Optimismus, etwa wie Adam Smiths „Wealth of Nations" von einem metaphysischen. Entfernt nur alle künstlichen Schranken, ruft dieser, in die eine falsche Sucht, die Vorsehung zu spielen, die Menschen einzwängt, und die gottgewollte Harmonie wird durch das freie Spiel der Kräfte sich auch in der menschlichen Gesellschaft von selber einstellen; laßt den Menschen sich frei nach seiner innersten Natur entwickeln, ruft Humboldt, unterdrückt ihn nur nicht zugunsten des Untertanen und Bürgers, und er wird zu einer Ener-

gie und Schönheit heranreifen, die ihr nicht ahnt. Denn dem Menschen ist Tätigkeit lieber als Besitz; aber Selbsttätigkeit, nicht erzwungene und bevormundete. Dazu bedarf es aber nur der Sicherheit für Person und Eigentum; denn dies ist das Einzige, was das isolierte Individuum . . . hier akzeptiert Humboldt einen Anspruch Mirabeaus . . . sich nicht durch eigene Kraft verschaffen kann.

Schon hier mißt Humboldt den modernen Menschen am antiken als an einem Ideal. „Die Alten sorgten für die Kraft und Bildung des Menschen als Menschen; die Neueren für seinen Wohlstand, seine Habe, seine Erwerbsfähigkeit. Die Alten suchten Tugend, die Neueren Glückseligkeit." In dieser Idealisierung des griechischen Menschen, in dieser Hineintragung des durchaus modernen Begriffs der Individualität in eine Epoche, für welche diese schroffe Entgegensetzung von Staat und Individuum noch keinen Sinn hat, berührt er sich aufs engste mit Schiller, dem er bald darauf auch persönlich nahe tritt. Schillers Ästhetische Briefe stellen den Grundsatz auf: der Mensch ist nur da wahrer Mensch, wo er spielt; Spiel in jenem höchstem Sinne einer gleichmäßigen Betätigung aller Kräfte, nur um des Glückes dieser Betätigung willen, ohne den Zwang der Not und des Bedürfnisses. Was Schiller, von Lebenssorgen bedrückt, als ein herrliches Ideal in der Phantasie sich ausmalt, ist Humboldt in der glücklichen Lage, wirklich leben zu können; er spielt sein Leben hin in jenem hohen Sinn; er scheut keineswegs die Anstrengung, sofern sie nur genußreich ist, und so wirft er sich ganz auf das Studium der Griechen und greift auch hier nach dem Höchsten und Schwersten, nach Pindar und Äschylus, die er in der Muße ländlicher Einsamkeit an der Seite einer geliebten Frau zu übersetzen be-

ginnt, und über die er mit dem großen Philologen Fr. A. Wolf in Halle eifrig korrespondiert.

Aber noch fehlt ihm eins, was die verständnisvollste Frau, gerade je mehr sie anschmiegende und nachempfindende Weiblichkeit besitzt, nicht geben kann: die geistige Gymnastik, der energische Ringkampf mit dem gleichgestimmten und doch so völlig anders organisierten genialen Freunde. Humboldt beschließt, auch dieses unvergleichliche Mittel der Selbstbildung nicht ungenutzt zu lassen, auch diesen geistigen Genuß auszukosten, und so zieht er nach Jena zu Schiller. Dieser war für ihn die bei weitem interessanteste Erscheinung jener Zeit. So sehr er Kant verehrte, so sehr er Goethe bewunderte ... keiner von beiden ist ihm für die Kenntnis der menschlichen Intellektualität so wunderbar und wichtig (Brief an Jacobi Oktober 1796). Kant ist reiner Philosoph, Goethe reiner Dichter, Schiller muß eine eigene Klasse angewiesen werden; in ihm strebt der Geist, das poetische und philosophische Genie zu verschmelzen. Schiller befindet sich freilich gerade in einem Stadium, in der die Philosophie durchaus überwiegt. Ein paar Jahre später, und er hat, nach seinem eigenen Ausdruck, „die philosophische Bude geschlossen", hat keine Zeit mehr für abstrakte Diskussionen, steckt vielmehr tief in der dramatischen Produktion und ist bereit, für einen einzigen empirisch-technischen Kunstgriff die ganze Ästhetik hinzugeben. Jetzt aber ringt er mit der Theorie, schreibt an den „Briefen" und trägt sich mit der für die spätere Ästhetik grundlegende Abhandlung „über naive und sentimentalische Dichtung". Welch ein Glück für Humboldt, ihn gerade in dieser Epoche zu treffen! Welch ein Stoff für Gespräche, wie Humboldt sie sucht und bedarf . . . nicht nur zur Klärung der eigenen Gedanken,

sondern auch zur Konzentration seines zu sehr in die Breite und Weite strebenden, in den höchsten und allgemeinsten Fragen sich verlierenden Geistes bedarf! Humboldt denkt später, selbst in dem ihn so beglückenden Rom, an diese Zeit mit Schiller als an die schönste seines Lebens zurück; überall fehlt ihm die elektrisierende Anregung des Unermüdlichen. „Ich fühle," gesteht er dem Freund nach ihrer Trennung, „daß, vielleicht noch mehr als billig ist, meine Tätigkeit fremder Einwirkung, Nahrung und Erhaltung bedarf; und niemand kann gerade gleich vorteilhaft auf mich wirken als Sie." Freilich ist er sich dessen bewußt, daß auch Schiller durch seine Abwesenheit verliert, und dieser bestätigt es ihm in einem Briefe nach Rom: er fühle sich aus Mangel an einer solchen Geistesberührung, als damals zwischen ihnen gewesen, um so viel älter geworden.

Und nun das Resultat dieser Jahre der Muße, dieser vollkommenen geistigen Freiheit? Neben einigen kleinen Aufsätzen und einer Anzahl von Fragmenten ein zu Ende gediehenes Werk: die Schrift über Goethes „Hermann und Dorothea". Humboldt war Goethe bei seinem zweiten Aufenthalt in Jena im Winter des Jahres 1796 nähergetreten. Welch eine Probe seiner Freundschaft mit Schiller, dessen wiedererwachende dichterische Tätigkeit er nur privatim mit seinen Urteilen begleitet hat, daß er jetzt das Werk Goethes zum Gegenstand einer verherrlichenden Kritik macht, ja, daß er aus ihm den Kanon einer ganzen Ästhetik heraus entwickelt! Unter dem bescheidenen Titel der kritischen Analyse eines einzelnen Kunstwerks stellt hier Humboldt die Gesetze der epischen Poesie, ja der Poesie überhaupt auf. Er tut dies freilich in einer Form, die — es muß gesagt werden — wenig Einladendes hat, in das Innere seines weitläufigen Ge-

dankenbaus einzudringen. Wir sehen auch hier wieder den um das Höchste ringenden männlich ernsten Geist, dem es aber so sehr nur um die Sache zu tun ist, der so stark nur mit sich selber und seinen Gedanken beschäftigt ist, daß ihm jeder äußere Zweck, selbst der so naheliegende des Sichverständlichmachens einem bestimmten Leserkreis gegenüber gleichgültig ist, geschweige daß er auf lockenden Reiz und Schmuck der Rede hätte sinnen mögen.

Wie gering in der Tat Humboldts schriftstellerischer Ehrgeiz, am gewöhnlichen Maßstab der Publikationssucht und -eile gemessen, gewesen ist, läßt sich daran erkennen, daß sein Jugendwerk, eben jene „Ideen zu einem Versuch", das, verglichen mit manchen späteren Schriften, einer glänzenden Leichtigkeit des Stils sich rühmen darf und eines großen Erfolges sicher gewesen wäre, infolge einiger Zensurschwierigkeiten, die zu überwinden es dem Verfasser an Laune fehlte, überhaupt von ihm nicht herausgegeben, sondern im Pulte liegengelassen wurde, bis es vierzehn Jahre nach seinem Tode, im Jahre 1851, entdeckt, publiziert und alsbald mehrfach ins Französische und Englische übersetzt wurde. Heute gilt es als ein klassisches Werk des radikalen Liberalismus oder, wem es besser lautet: Edelanarchismus.

Humboldt hat selber erklärt, daß er beim Schreiben nicht an das Publikum, sondern an die wenigen Menschen denke, deren Geist er kenne, und die er stets lebendig vor Augen habe (Brief an Jacobi, Oktober 1798); aber es scheint, daß er es selbst diesen nicht besonders habe recht machen können. Körner, der Dritte im philosophischen Bunde mit Schiller, hat Verschiedenes von Humboldt scharf getadelt; Schiller schreibt speziell über „Hermann und Dorothea": es sei zwar mit einigen Ausnahmen alles „faßlich vor-

getragen", er hätte aber doch dem Ganzen mehr Gedrängtheit und Kühnheit, mehr Kraft und Bestimmtheit gewünscht. Dies geht wohl darauf, daß Humboldt es in der Tat liebt, seine Sätze stets vorsichtig zu begrenzen und einzuschränken, um nur ja keine einseitige Behauptung zu wagen. „Sie dürfen", so schreibt Schiller an den in Tegel weilenden Freund, „kaum darauf rechnen, daß jemand, der nicht schon sehr an diese Art zu philosophieren gewöhnt ist, Ihnen folgen werde; unsere neuen Kunst-Metaphysiker dagegen werden Sie studieren und benutzen, aber es wohl bleiben lassen, die Quelle zu bekennen, aus der sie ihren Reichtum holten." Eine Prophezeiung, mit der er in der Tat den Nagel auf den Kopf getroffen hat; denn während das Publikum teilnahmlos bleibt, wird die Schrift in Schlegels „Athenäum" geradezu bewitzelt, obwohl August Wilhelms journalistisch geistreiche Behandlung des gleichen Gegenstandes ohne Humboldts tiefgehende Anregung nicht denkbar gewesen wäre. In keinem Kopf hatte die neue, auf der Verbindung Kantisch-Schillerscher Philosophie mit Goethescher Poesie beruhende Geistesrichtung so tiefe Wurzeln geschlagen, wie in demjenigen Humboldts; aber er rang selber zu sehr mit diesen neuen Gedanken, um sie auch für andere klar und überzeugend darstellen zu können, und so mußte er den Ruhm ihrer Verbreitung beweglicheren, wenn auch weniger tiefen Geistern überlassen.

Nicht eben befriedigend, am Maßstabe äußerer Erfolge gemessen, ist das Resultat der langjährigen freien Muße, aber auch innerlich beginnt Humboldt, wie er später selber gesteht, mit sich unzufrieden zu werden. Der „tätige Teil seiner Existenz" genügt ihm nicht; der absoluten Freiheit fehlt eben doch der schwer zu entbehrende äußere Zwang zur Vollendung.

Überall hat er zur Herstellung eines harmonischen Gleichgewichts seines Geistes die Verbindung sonst getrennter Gebiete angestrebt; aber die Bestimmtheit des Charakters droht darüber verloren zu gehen und damit die Energie; und Energie hat er doch selber in seiner Jugendschrift für die erste menschliche Tugend erklärt. So ist er denn jetzt bereit, seiner Tätigkeit einen bestimmten, wenn auch „gewöhnlichen" Gang zu geben; ist er doch sicher, daß keine Praxis imstande sein kann, seinen Geist und Charakter aus der Bahn zu lenken, die im Verkehr mit Schiller ihre unveränderliche Richtung auf das Höchste, auf die Ideen erhalten hat. Eine derartige, seinem Stande und seiner Neigung angemessene Tätigkeit ist nun in erster Linie die diplomatische, und derjenige Ort, der vor allen anderen in der Welt für seinen Trieb zur Selbstbildung in Betracht kommt, ist Rom. Sein Glück bewährt sich auch hier wieder: in dem Augenblick, wo er ernstlich den Plan, ins tätige Leben zurückzukehren, ins Auge faßt — es geschieht dies freilich erst nach einer ausgedehnten Reise durch Frankreich und Spanien — wird der Gesandtenposten in Rom frei, und Humboldt braucht nur den Wunsch nach ihm auszusprechen, um ihn auch sofort zu erhalten. Am päpstlichen Hofe imponieren seine universelle Bildung, sein Geist, sein weltmännisches Auftreten; sie erringen ihm schnell eine Stellung, deren sich kaum ein Protestant sonst hat rühmen können. Demungeachtet hält Humboldt seinen Zweck als Vertreter eines protestantischen Staates fest im Auge und sucht, wie er an Wolf schreibt, „dem Zwang, den man von Rom aus bis in die entferntesten Gegenden ausüben möchte, möglichst zu steuern." Rom selber beglückt ihn aufs tiefste, so tief, daß er hofft, hier seine Tage beschließen zu können; wie Goethe fühlt

er hier alles Vereinzelte in seinem Geiste zu einem festen Ganzen sich zusammenschließen. Der Sinn der Weltgeschichte geht ihm auf, er hat große Pläne und fühlt sich, wie er an Schiller schreibt, fruchtbarer als sonst. Aber, so möchte man hier wieder sagen, er fühlte sich zu wohl, zu harmonisch gestimmt, um zu jener intensiven Produktivität zu gelangen, die nur in dem Drange einer tiefen inneren geistigen Not ihren Ursprung hat. Außer der Vollendung der Äschylus-Übersetzung zeitigt der römische Aufenthalt nur zwei freilich wertvolle Fragmente: „Latium und Hellas" und „Geschichte des Verfalls und Untergangs der griechischen Freistaaten", reich an schönen Gedanken und neuen Blicken, aber nur die allgemeinsten einleitenden Betrachtungen enthaltend. Interessant ist in diesen Fragmenten, daß Humboldt einsieht, wie sehr die Antike idealisiert wird. So z. B. läßt er die im 18. Jahrhundert zum Dogma gewordene griechische Heiterkeit nur gelten auf dem Hintergrund einer tiefen tragischen Melancholie, ein Gedanke, mit dem er zum Vorläufer Burckhardts und Nietzsches in der Auffassung des griechischen Charakters wird. Nichtsdestoweniger erkennt er die aus der Idealisierung hervorgehende Täuschung als eine für uns notwendige und heilsame an; denn indem der Mensch ein Ideal der Größe und Schönheit in der Vergangenheit anschaut, gewinnt er eine selige unzerstörbare Zuflucht aus den Wirrnissen einer kleinen, zerfahrenen und unbefriedigenden Gegenwart.

Ob Humboldt in dieser Zeit, die ihn den Zusammenbruch seines Staatswesens miterleben ließ, noch den Grundsatz seines politischen Jugendwerkes, wonach die Staatsvereinigung nur ein untergeordnetes Mittel, der wahre Zweck aber das Individuum ist, in dieser extremen Schärfe aufrecht erhalten hätte? Jeden-

falls nahte jetzt die Zeit, wo er die Probe aufs Exempel machen, wo aus dem Theoretiker ein Praktiker, aus dem politischen Doktrinär ein zu positiven Leistungen berufener Staatsmann werden sollte. Derselbe Mann, der in seinem Jugendwerk religiösen Kultus und Jugenderziehung für Privatsache erklärt hatte und jeglichem Einfluß des Staates entzogen wissen wollte, wird jetzt in kritischer Zeit um die Jahreswende 1808/09 an die Spitze der Sektion für Kultus und Unterricht berufen. Man kann sagen, daß Humboldt der allgemeinen Grundrichtung seines politischen Denkens auch als leitender Staatsmann durchaus treu geblieben ist; daß er jedoch diejenige Modifikation seiner Ansichten vollzogen hat, die der reife, zum praktischen Wirken berufene Mann an seinen extremen Jugendidealen vorzunehmen genötigt ist. Humboldts Wirksamkeit als Sektionschef für Kultus und Unterricht — ein eigenes Kultusministerium gab es damals noch nicht, sondern nur eine dem Ministerium des Innern zugeteilte Sektion — liegt klar vor uns, seitdem die wichtigeren darauf bezüglichen Aktenstücke in der großen, von der Berliner Akademie der Wissenschaften 1903/1905 veranstalteten Ausgabe von Humboldts Werken (im 10. Bande) veröffentlicht worden sind. Sein Verwaltungsprinzip hat Humboldt in dem Bericht der Sektion über das erste Jahr ihrer Tätigkeit klar dargelegt, wenn er sagt: „Mein hauptsächlichstes Streben ist also nur, einfache Grundsätze aufzustellen, streng nach diesen zu handeln; nicht auf zu vielerlei Weise, aber bestimmt und kraftvoll zu wirken, und das Übrige der Natur zu überlassen, die nur eines Anstoßes und einer ersten Richtung bedarf." So hatte er ja auch in seiner politischen Jugendschrift gemeint: „die besten menschlichen Operationen sind diejenigen, welche die Operation der Natur am ge-

treuesten nachahmen." Seine Abneigung gegen willkürliches Reglementieren vom grünen Tisch aus bleibt dieselbe, auch als er an leitender Stelle steht und die Macht dazu in Händen gehabt hätte. Wiederholt finden wir in seinen Verordnungen und Gutachten in verschiedenen Wendungen die Einschränkung: „soweit dies überhaupt durch Staatsbehörden geschehen kann;" und in der richtigen Erkenntnis, daß eine aus Juristen bestehende Verwaltungsbehörde gut tut, sich durch Fachmänner des betreffenden Gebietes beraten zu lassen, setzt er seiner Sektion des öffentlichen Unterrichts eine wissenschaftliche Deputation als beratende Körperschaft zur Seite, in der festen Erwartung, daß diese über keinen wichtigen Gegenstand, der hauptsächlich wissenschaftliche Beurteilung erfordert, unbefragt gelassen werde!

Als durchaus liberalen Staatsmann zeigt er sich auch in seiner (auf S. 87) mitgeteilten Auffassung des wahren Beamten, sowie in seiner Abneigung gegen die Kadettenhäuser. Sie erscheinen ihm bei zweckmäßiger Gestaltung des öffentlichen Unterrichts überflüssig; die Bildung ist in ihnen notwendig einseitig und es scheint ihm für die Armee bei weitem besser, wenn sie, wie jeder andere Stand, ihre Zöglinge aus der ganzen Nation und aus allen Anstalten des Staates bekommt. Auch fürchtet er, daß „durch eigentliche Kadettenhäuser ein den neuen Einrichtungen und selbst der Konskription nachteiliger und entgegenlaufender Kastengeist" unterhalten werde.

Humboldts berühmteste und folgenreichste Leistung als Chef der Kultusabteilung ist die Schöpfung der Berliner Universität. Zwar schon im Jahre 1807 durch königliche Kabinettsorder beschlossen, bedurfte es doch eines hochgesinnten Charakters und universellen Geistes, um in diesem Zeitpunkt einen solchen Plan, des-

sen Ausführung, wie Humboldt selber gesteht, ruhigere und glücklichere Zeiten vorauszusetzen scheint, auch tatsächlich ins Leben zu rufen. Die Urkunden zeigen, wie er trotz der mißlichen Finanzlage die bedeutendsten Gelehrten aus ganz Deutschland zusammenzuziehen bemüht ist; wie er um Männer, wie Fr. A. Wolf, Savigny, Gauß und Oltmans wirbt; wie er dem aus Erlangen vertriebenen Fichte — der dann der erste Rektor der neuen Universität wird — ein Ruhegehalt von achthundert Talern bis zu seiner Anstellung erwirkt; wie er Schleiermacher sicherstellt, und wie er bei allem Eifer für die eigene Sache gemäß seiner liberalen Grundanschauung die Aufhebung des Verbots, außerpreußische Universitäten zu besuchen, befürwortet, da er überzeugt ist, daß die Anziehungskraft der neuen Universität ein solches engherziges Verbot überflüssig machen wird.

Und wie als Schöpfer der Universität, so muß Humboldt auch als Neubeleber der Akademie der Wissenschaften gelten, der er seit Anfang 1809 angehörte.

Die Universitäten, als Erzeugnisse des mittelalterlichen Geistes, sahen ursprünglich ihren Hauptzweck in der Überlieferung fester Lehre; die Akademien sind in der Renaissance im Kampfe gegen die der Scholastik ausgelieferten Universitäten entstanden, mit dem ausgesprochenen Zweck, die freie Forschung zu pflegen. Auch Humboldt hält bis zu einem gewissen Grade den Unterschied fest, daß die Universität mehr zur Verbreitung, die Akademie zur Erweiterung der Wissenschaft bestimmt sei; nichtsdestoweniger sieht er die Notwendigkeit einer dem neuen Geist der Universitäten entsprechenden engen Verbindung beider ein und setzt sie gegen das erklärliche Sträuben der Akademie, ihre bisherige Exklu-

sivität aufzugeben, mit glänzendem Erfolg und in einer für beide Institute höchst segensreichen Weise durch.

Der Reorganisator der Akademie erinnert unwillkürlich an ihren Schöpfer, an Leibniz. Wie Leibniz im einzelnen von anderen großen Geistern übertroffen wurde, so an Tiefe des Ethos von Spinoza, an methodischer Exaktheit von Newton, an schneidendem, den Widerspruch schonungslos aufdeckenden Scharfsinn von Bayle, aber unerreicht dasteht an universeller Vereinigung aller fruchtbaren Kräfte seines Zeitalters und dem Streben, sie auch praktisch nutzbar zu machen, so sehen wir auch Humboldt als Philologen, als Ästhetiker, als Übersetzer, als gewandten Schriftsteller von anderen übertroffen, aber unerreicht dastehen in der Fähigkeit, diese Gebiete sich gegenseitig durchdringen zu lassen zur Erzeugung einer Bildung, die an Stelle einer doch unerreichbaren Alleswisserei treten zu lassen den neuen Menschen kennzeichnet. Und wie Leibniz bei allem Sinn für den Fortschritt und das Neue doch nicht die Schule verleugnet, aus der er hervorgegangen ist und den Einfluß thomistischer Spekulationskraft nicht verkennen läßt, so hat auch Humboldt die besten Züge des Aufklärungszeitalters bewahrt und in die neue Zeit hinübergerettet. Nicht zu vergessen, daß bei beiden Männern unbeschadet alles Sinnes für Totalität die Ehrfurcht vor dem Besonderen und der Individualität, als der Wahrheit des Allgemeinen, den Grundzug des Denkens bildet.

Was bewog nun Humboldt, nach einer noch nicht zweijährigen Tätigkeit seinen Posten, auf dem er allein noch nach Steins Verbannung dessen Geist lebendig erhalten hatte, zu verlassen? Rudolf Haym bringt in seiner vortrefflichen, auch noch heute fünfzig

Jahre nach ihrer Entstehung höchst lesenswerten Biographie das Abschiedsgesuch Humboldts mit dem ehrlosen Plane des Ministeriums Dohna-Altenstein, Schlesien zur Bezahlung der Napoleonischen Kriegssteuer abzutreten, in Verbindung. So groß Humboldts Entrüstung darüber auch ohne Zweifel gewesen ist, so muß doch der eigentliche Grund seines Rücktritts, wie sein jetzt vorliegendes Entlassungsgesuch erweist, in der Degradierung der Stellung des Sektionschefs zu dem Range der anderen Geheimräte erblickt werden. Daß Humboldt nicht von einer kleinlichen Empfindlichkeit beherrscht wurde, als er einen Posten aufgab, für den er wie kein anderer geschaffen war, geht aus seiner Motivierung klar hervor: er sieht mit der Herabsetzung seines Ranges zugleich den Fortfall der wahren Verantwortung verbunden, die ihm darin besteht, „daß jeder für eine mit Freiheit verwaltete Partie einsteht." Und er meint, daß es im Staatsdienst ein Ehrgefühl gibt, „das mit dem Pflichtgefühl so enge verbunden ist, daß sich nicht das eine ohne das andere abstumpfen läßt"; eine solche Abstumpfung müsse aber eintreten, wenn man sich denen gleich setzen ließe, die bisher unter einem gestanden hätten.

Eine Kraft, wie diejenige Humboldts, durfte aber in solch einer Zeit dem Staate nicht entzogen werden. Er geht noch in demselben Jahre als Gesandter nach Wien, dem damals wichtigsten diplomatischen Posten, und tritt damit in das Getriebe der europäischen Staatenpolitik jener heftig bewegten Tage ein. Seine Leistungen auf diesem Gebiet gehören in die politische Geschichte und haben in einer Monographie Gebhardts, des Herausgebers der politischen Partien der Akademieausgabe, eingehende Würdigung gefunden. An dieser Stelle muß natürlich darauf

verzichtet werden, Humboldts reiche und wechselvolle Tätigkeit am österreichischen Hofe, auf den Kongressen zu Prag, Chatillon und Wien, sowie auf dem Frankfurter Bundestage und später im Preußischen Staatsrat auch nur in großen Zügen vorzuführen. Erwähnt seien hier nur seine beiden größten positiven Verdienste: die Verhinderung des Friedens mit Napoleon angesichts der Erhebung des preußischen Volkes im Jahre 1812 und die Herbeiführung des Beitritts Österreichs zum Preußisch-Russischen Bündnis. Aber eine kurze Charakteristik seiner diplomatischen Eigenschaften und seines staatsmännischen Geistes ist hier wohl am Platze.

Humboldt besaß eine für den Diplomaten in hohem Grade wichtige Zähigkeit in der Debatte, durch die er den Gegner ermüdete, und eine Feinheit und Schärfe logischer Distinktion, durch die er ihn verblüffte und verwirrte. Sein Gegner Talleyrand nennt ihn „le grand sophiste"; ohne Zweifel ein in den Schein des Tadels verhülltes Kompliment im Munde dieses Komödien-Diplomaten, das aber Humboldt dankend ablehnen und seinem Urheber zurückgeben kann, um für sich selber das Lob des vollendeten, die Tatsachen nicht sophistisch verschleiernden, sondern mit messerscharfer Logik analysierenden Dialektikers in Anspruch zu nehmen. Diese Fähigkeit der kritischen Analyse war bei ihm noch stärker als die der eigentlich schöpferischen Erfindung; so ist seine Denkschrift gegen ein österreichisches Kaisertum ein politisches Meisterstück; unpraktisch dagegen und von Stein glänzend widerlegt seine positiven Vorschläge zur Neugestaltung Deutschlands.

Der neuen deutschen Verfassung galt schon vor beendigten Kriegswirren sein Hauptinteresse; und überall erkennen wir dabei sein Bemühen, die real-

politischen Faktoren mit ideellen Gesichtspunkten in Verbindung zu bringen und beide miteinander auszugleichen. Aus der Fülle politischen Details leuchten in seinen Denkschriften, Berichten und Gutachten stets allgemeine Gedanken von erwärmender Kraft hervor. Für ihn hat Deutschland neben seiner politischen Rolle noch eine andere, höhere Mission in Europa. Es ist durch seine Sprache, Literatur, Sitten und Denkungsart „von dem wohltätigsten Einfluß" geworden; „man muß jetzt diesen letzteren Vorzug nicht aufopfern, sondern, wenn auch mit Überwindung einiger Schwierigkeiten mehr, mit dem ersteren (politischen) verbinden." Deutschland soll ein Ganzes sein; dies Gefühl lebt in jeder deutschen Brust; andererseits aber fühle sich der Deutsche nur als Deutscher durch Vermittlung seines engeren Vaterlandes; und gerade dieser politischen Zerstückelung, dieser individuellen Mannigfaltigkeit dankt Deutschland die Fülle und Reichhaltigkeit seiner Bildung, seiner Sitten, seiner Kultur. Deutschland kann und darf weder, wie Frankreich und Spanien, in eine Masse zusammengeschmolzen werden, noch kann es, wie Italien, aus unverbundenen Staaten bestehen; seine Richtung ist, eine Staatenvereinigung zu sein. Dies Beispiel aus der „Denkschrift über deutsche Verfassung" möge erläutern, wie Humboldt rein politische Fragen mit kulturellen in Verbindung zu bringen liebte; wie er den Gedanken der Individualität auch in der Politik zur Geltung zu bringen wußte.

Wenn er später in den trüben Tagen der Reaktionszeit und Demagogenriecherei als Haupt der liberalen Opposition galt, so trifft diese Ansicht ebensowenig das Richtige wie die entgegengesetzte. Humboldt stand über der liberalen Tagesmeinung, die sich an ihn anzuklammern suchte, ebenso wie über der Reak-

tion. Er ist gegen die Zensur und für eine nur den Gerichten verantwortliche Preßfreiheit; er übt scharfe Kritik an den Karlsbader Beschlüssen und macht dem König die ernsthaftesten Vorstellungen wegen ungesetzlicher Polizeiwillkür gegen die Demagogen; er glaubt, ganz im Sinne seiner Jugendschrift, das Land gegen einseitige Beamtenherrschaft sicher stellen zu müssen, und er ist auch überzeugt, daß im Interesse der Gesundheit des Ganzen der Einzelne nicht bloß passiver Untertan, sondern tätig im politischen Leben teilnehmender Staatsbürger sein müsse; aber andererseits ist er auch gegen jede auf bloßer Zahl ebenso wie auf Vermögensverhältnissen beruhende Repräsentation; er fordert vielmehr „organische und ständische Verfassung" in Anknüpfung an die Reste der vorhandenen.

Doch dem mit dem Alter immer zaghafter werdenden Staatskanzler Hardenberg ist die Weite dieser Gesichtspunkte zu gefährlich, und Humboldt scheidet zu Anfang 1820 auf dessen Betreiben aus dem Ministerium und dem Staatsdienst überhaupt aus (unter freiwilligem Verzicht auf jede Pension). Die Allgewalt des Polizeiwesens in jenen Tagen kennzeichnet es, daß sowohl er wie sein Bruder Alexander, trotz persönlich nahen Verhältnisses zum Monarchen, unter Polizeiaufsicht standen, daß ihre Korrespondenz überwacht und die an sie gerichteten Briefe erbrochen wurden.

Humboldt ist jetzt wieder im Besitz der geliebten, durch fast zwanzigjährigen Staatsdienst unterbrochenen, nun aber wohl erworbenen Muße. Sein Wort: „man müsse nicht vom Aktentische ins Grab taumeln" darf er nun an sich selber in Erfüllung gehen sehen. Schon mitten in der lebhaftesten praktischen Tätigkeit hat er, getreu seiner Ansicht, daß ohne Beschäftigung

mit Ideen die Akten den Menschen von Grund aus verdürben, noch Zeit gefunden, sich mit dem zu beschäftigen, was er für das eigentlich Wertvolle im Leben hielt. Und mitten in seiner politischen Tätigkeit hat er auch endlich das Gebiet gefunden, das seiner geistigen Individualität wahrhaft entsprach; auf dem er nicht bloß Genießender und Nachempfindender, sondern Schöpfer zu werden berufen war; ein Gebiet außerdem, das er nicht einfach zu betreten und weiter anzubauen hatte, sondern das vor ihm überhaupt noch niemand gesehen und in Angriff genommen hatte, das er somit als von ihm erst entdecktes Neuland in Anspruch nehmen darf.

Dies Gebiet ist die allgemeine Sprachwissenschaft oder Sprachphilosophie. Wohl hatte man schon längst vor ihm, von Plato bis Herder über Wesen und Entstehung der Sprache spekuliert; aber in den Reichtum der verschiedenartigsten, auch untergeordnetsten Sprachen einzudringen, sich von ihrem Geist durchtränken zu lassen und auf Grund dieser Befruchtung erst zu philosophieren, das war vor Humboldt niemand eingefallen.

Schon auf einer Reise nach Spanien 1799, wo ihn die Reste der Vaskischen Sprache lebhaft fesseln, beginnt seine Beschäftigung mit diesen Problemen; in Rom, auf seinem mußereichen Gesandtenposten, rückt sie in den Mittelpunkt seines Interesses; aber welch eine Fülle rein tatsächlichen Materials mußte erst erobert, welche enorme empirische Sprachenkenntnis mußte erworben und verarbeitet werden, ehe auf dieser Grundlage sich das Gebäude einer allgemeinen Sprachwissenschaft erheben konnte! Denn so sehr Humboldts Geist auf philosophische Einheit ausging, so weit war er doch entfernt, diese auf Kosten der reichen Mannigfaltigkeit des Wirklichen durch Hinein-

zwängen in ein paar kahle Formeln zu gewinnen. Humboldt ist durchaus nicht mit jenen alsbald auftauchenden Sprachphilosophen auf eine Stufe zu stellen, die in allen Sprachen, auch den unvollkommensten, sämtliche Kategorien des logischen Denkens wiederfinden wollen; oder die nach einer allgemeinen, abstrakten Sprache suchen, nach einem Sprachideal, das jenseits und außer allen Sprachen diesen zugrunde liegen soll. Für Humboldt ist jede Sprache eine eigentümliche Weltansicht, in die man sich hineinversetzen muß; bei dem engen Zusammenhang zwischen Intellektualität oder Geisteseigentümlichkeit eines Volkes und seiner Sprachgestaltung drückt sich eben auch die jeweilige logische Entwicklungsstufe eines Volkes in seiner Sprache deutlich aus, und es ist deshalb vergebens, in allen, auch den unentwickelten Sprachen nach sämtlichen durch die Philosophie festgestellten Kategorien des Denkens zu suchen.

Humboldt hat seine sprachphilosophischen Ideen in der Einleitung zu seinem Werk über die Kawi-Sprache niedergelegt, jener eigentümlichen, nur in einem Gedichtfragment erhaltenen Gelehrten- und Poetensprache der Insel Java, in der er „die innigste Verzweigung indischer und malaiischer Bildung" zu erblicken glaubte.

Sprachverständnis ist für Humboldt Weltverständnis.

Die Sprache, weit entfernt, ein bloß konventionelles, zum Zweck der Verständigung erfundenes, gleichsam zufälliges äußeres Zeichen, eine Art technischer Erfindung des Menschen zu sein, ist vielmehr die tiefste Offenbarung seines geistigen Wesens. Als Sprachphilosoph ist Humboldt zugleich Geschichtsphilosoph. Freilich hält er sich dabei von den abstrakten Formeln der spekulativen Philosophie fern. Der Mensch, nicht der Begriff, ist Gegenstand seines

Interesses. So hatte er schon in seiner Schrift über Goethes „Hermann und Dorothea" vor allem die Erforschung des im Gemüt und in der Phantasie des Künstlers vor sich gehenden subjektiven Prozesses vor Augen gehabt und in der Einwirkung auf den menschlichen Charakter den Punkt gefunden, auf dem Kunst und Ethos ihre von der verständigen Reflexion zunächst geforderte Gleichgültigkeit gegeneinander aufgeben und zur Deckung gelangen; so erklärt er jetzt, Sprachstudium habe beständig den Gang der geistigen Bildung des Menschen im Auge zu behalten und darin seinen eigentlichen Zweck zu suchen.

Humboldt hat als einer der ersten den Entwicklungsgedanken in seiner Methode zur Anwendung gebracht; nicht den der dialektischen Entwicklungsmethode, sondern den der philosophisch gerichteten Forschung. Damit steht er dem Geist unserer Tage, der sich vom flachen Positivismus abzuwenden beginnt, ohne in die Fehler des spekulativen Konstruierens zurückfallen zu wollen, wieder bedeutsam nahe. Und noch in einem Punkt haben wir alle Ursache, uns an Humboldt zu orientieren: getreu seiner im Verkehr mit Schiller gewonnenen Jugendüberzeugung, daß das Ästhetische nicht bloß ein beliebig an- und abzulegender äußerer Schmuck des Daseins, nicht bloß gefällige Erholung von „ernsteren" Dingen sein solle, sondern das ganze Dasein zu durchdringen habe, fordert er die ästhetische Methode auch für die Wissenschaft, vor allem für die Geschichte. Das heißt nun nicht etwa bloß oder in erster Linie: schönrednerische Darstellung, Schwung und Glanz der Diktion — das wäre vielmehr jener äußere Umhang — die ästhetische Behandlung bedeutet philosophisch etwas ganz anderes, nämlich: durch schöpferische Phantasie das empirisch Gegebene selbsttätig verknüpfen, das Indivi-

duelle und Allgemeine in eins schauen, die konkrete anschauliche Idee aus der Fülle der Einzelheiten herausziehen und die Tatsache somit erst wirklich begreifen; denn alles Begreifen setzt in unsern Geist „schon ein Analogon des nachher wirklich Begriffenen voraus", eine vorhergängige ursprüngliche Übereinstimmung zwischen dem Subjekt und dem Objekt. Damit kommt er Schellings Identitätsphilosophie nahe, die Natur und Geschichte auch unter Voraussetzung einer zugrunde liegenden absoluten Einheit von Subjekt und Objekt zu begreifen sucht, nur daß ihm jedes apriorische Konstruieren fern liegt, und daß die Identität nicht nur eine begrifflichlogische, sondern auch psychologische Willensidentität ist, da „alles, was in der Weltgeschichte wirksam ist, sich auch in dem Innern des Menschen bewegt".

Wie hat Humboldt die von ihm so klar erschaute, die Wissenschaft auf ihren höchsten Begriff erhebende Methode in seinen sprachwissenschaftlichen Werken selber gehandhabt? Da muß nun gesagt werden, daß das Bestreben, das empirische und das ideelle Moment sich durchdringen zu lassen, häufig ein Schweben zwischen beiden hervorgebracht hat, dem es sowohl an der Bestimmtheit des Begriffs als an der Plastik der konkreten Vorstellung gebricht und das die Lektüre dieser Werke zu einer oft mühevollen Aufgabe macht. Soll man nun aber die Irrtümlichkeit dieses Ideals behaupten, soll man die Durchdringung des logischen Elements mit der ästhetischen Anschauung verwerfen und Humboldts Ansicht, daß die Grenzen von Kunst und Wissenschaft in der Tat fließende sind, zurückweisen? Das sei ferne! Denn einerseits stehen doch auch jenen dunklen Partien in seinen Werken höchst gelungene gegenüber, in denen er in meisterhafter Weise durch Gefühl, Ahnung und Phantasie lebendig

macht, was die bloß analytische Operation zerstückelt überliefert; dann aber würde jenes Ideal auch bestehen bleiben, wenn Humboldt selber seine Verwirklichung in keinem Punkte gelungen wäre. Die Wissenschaft muß sich eben bewußt bleiben, daß es ihr mit all ihren Objekten so geht, wie Humboldt mit der Sprache, wenn er sagt: „Wie viel man in ihr heften und verkörpern, vereinzeln und zergliedern will, so bleibt immer etwas unerkannt in ihr übrig; und gerade dies der Beurteilung Entschlüpfende ist dasjenige, worin die Einheit und der Odem eines Lebendigen ist."

Humboldts Dunkelheit hängt auch auf der anderen Seite nicht zum wenigsten mit seiner Vorliebe für schwierige und geheimnisvolle Gebiete der Forschung zusammen — man denke an das Vaskische und die Kawisprache — die aber gerade deshalb geeignet sind, die tiefsten Kräfte seines Geistes in Tätigkeit zu rufen. Ein Tiefsinn, der indessen nie zum Feinde des Scharfsinns, des nüchtern-kritischen Verstandes wird!

Wir haben schon gesehen: Humboldts „ästhetische" Behandlung, sein Ideal des In-Eins-Schauens des Ideellen und Individuellen geht nicht auf die äußere Form; sie bedeutet etwas anderes, als eindrucksvolle, pointenreiche, mit Licht- und Schattenwirkung bewußt und wirksam arbeitende Atelierkunst; ja diese ist es, die man mit Recht in seinen Werken vermissen, deren Mangel man bedauern wird. Es ist der deutsche Zug in ihm, der ins Breite und Tiefe zugleich gehen und alles in einem geben will, der hier häufig zum Fehler ausartet und den Wunsch nach einer Dosis französischer Disponierkunst, nach architektonisch-übersichtlichem Aufbau rege werden läßt. Haym meint treffend, Humboldt behandle die Wissenschaft als aristokratisches Genie mit aristokratischer Freiheit und

Unabhängigkeit. Ihm fehle der Zwang und damit die Übung, sich an ein zu belehrendes Publikum zu wenden; wo er ein solches voraussetzt, seien es illüstre Männer der Wissenschaft, denen er nicht autoritativ gegenübertrete, sondern das Gefundene kühl mitteilend und mit gelassener Skepsis dem eigenen Werk gegenüber ihr Urteil erwartend.

Besonnene und überlegene Skepsis ist in der Tat ein Grundzug in Humboldts Charakter. Als Weltmann hat er reichlich Gelegenheit, diese Skepsis praktisch auszubilden; ihre theoretische Vertiefung macht ihn zum Genossen jener hohen Geister aus der antiken Skepsis, die aus der Vernichtung alles einseitigen und gewaltsamen Dogmatismus nun nicht etwa Nihilismus und Pessimismus, sondern eine auf viel festerem Grunde als dem bloß formal-logischer Beweise beruhende Überzeugung von der Einheit des Menschen mit dem All, von seiner Geborgenheit im Schoße göttlicher Weltgesetze gewonnen haben. So kann man denn die Stimmung seines Herzens auch wohl Frömmigkeit nennen, obwohl sie nichts zu tun hat mit dem Anhängen an irgend ein positives Bekenntnis. War es ihm doch gegeben, Ewigkeit zu schöpfen aus jedem flüchtigen Augenblick, so daß er im Alter, in dem Gefühl völliger Erfülltheit seines Geschicks dem Unsterblichkeitsgedanken mit gelassener Erwartung, ohne bestimmten Glauben, ja mit heiterer Skepsis gegenübersteht. „Ich muß offenherzig gestehen," heißt es in den Briefen an eine Freundin, „daß ich, wäre es auch ungerecht, nicht an einer Hoffnung jenseits des Grabes hänge. Ich glaube an eine Fortdauer, ich halte ein Wiedersehen für möglich, wenn die gleichstarke gegenseitige Empfindung zwei Wesen gleichsam zu einem macht. Aber meine Seele ist nicht gerade darauf gerichtet. Menschliche Vor-

stellung möchte ich mir nicht davon machen, und andere sind unmöglich. Ich sehe auf den Tod mit absoluter Ruhe, aber weder mit Sehnsucht noch mit Begeisterung."

Humboldt war recht dazu veranlagt, ein alter Mann zu werden; hatte er sich doch schon als junger Mensch auf die Zeit gefreut, wo er ein Recht dazu haben würde, seiner Neigung zu beschaulicher Zurückgezogenheit folgen zu dürfen. Das Geschick gönnte ihm die Erfüllung auch dieses Jugendwunsches, und so sehen wir ihn in Tegel, seinem geliebten Stammschloß, am Ufer eines idyllischen Sees, inmitten herrlicher Wälder, das Leben eines wahrhaften Weisen führen, voll Liebe zur Natur, von der er durchaus nicht berückende Pracht und Schönheit verlangt, sondern nur unverkünstelte Urwüchsigkeit, Einsamkeit und Stille. Diese Sehnsucht nach Einsamkeit wird übermächtig in ihm nach dem Tode seiner Frau, mit der er eine Ehe von nicht zu übertreffender Harmonie geführt hatte, und von der ihm nun jedes „erfreuende und erhebende Rück- und Vorwärtsgedenken, jede geheime und süße Empfindung kommt".

Ja, das Alter ist es auch, das ihn noch zum Dichter macht; jenen Schwänen gleich, denen erst im Angesicht des Todes der Trieb des Gesanges erwacht. Wir besitzen von Humboldt eine große Anzahl von Sonetten, die eine gewisse Verbreitung erlangt haben, trotzdem sie an seltsamen Mängeln der Versbildung, Verrenkungen der Wortstellung und Verstößen gegen die Regeln des deutschen Satzbaus leiden, die bei einem so feinfühligen Beurteiler doppelt auffallen. Der störendste und häufigste Fehler ist die Inversion des Verbums, das, um den Reim zu ermöglichen, oft an das Ende gestellt wird, wo es unbedingt an den Anfang gehörte; so z. B.: „Er einsam kühn die neuen

Pfade gehet". Doch muß man seinem Bruder Alexander, dem Herausgeber der Sonette, recht geben, daß ein liebevolles Eingehen auf diese tief im geheimen betriebene und selbst seinen nächsten Angehörigen verborgene Produktion uns über die Schwächen der Form hinwegsehen läßt, um uns tief menschlich zu berühren und anzuziehen und dem Bild des edlen Mannes eine Nuance hinzuzufügen, die wir doch nicht missen möchten.

Den vollen und ungetrübten Eindruck seiner Altersstimmung erhalten wir aber durch die „Briefe an eine Freundin". Diese an eine vom Schicksal hart behandelte Frau gerichteten Blätter voll Trost und Weisheit haben Humboldts Namen in Kreisen populär gemacht, die seiner wissenschaftlichen Tätigkeit fernstehen. Ein Verhältnis von rührender Eigenartigkeit zwischen den beiden, die sich im Leben nur zweimal auf kurze Tage gesehen haben; das erstemal in blühendster Jugendzeit, als der frische Göttingische Student mit dem eben zur Jungfrau erblühten Pfarrerstöchterlein drei unvergessene Tage lang in elysischen Gefilden schwärmerischer Gefühle und hoher Gedanken lustwandelt, und das zweitemal, wo er die durch Schicksalsschläge gebrochene Frau in ihrem bescheidenen Heim aufsucht und in ihr Leben einen Strahl des Glücks fallen läßt, der es bis an sein Ende erleuchtet. Von seinem eigenen Glück, von der hohen Harmonie seines Wesens teilt Humboldt hier einer Schwergeprüften mit — — Charlotte Diede war von ihrem Mann geschieden und hatte zudem ihr Vermögen der Not des Vaterlandes geopfert, ohne später den gehofften Ersatz zu erhalten — — nicht ohne ihr vorher zur Gründung einer neuen selbständigen Existenz mit Rat und Tat geholfen zu haben. Diese Briefe sind ein Kommentar zu dem Wort, das er kurz vor

seinem Ende zu seiner Umgebung gesprochen hat: „Denkt oft an mich, doch ja mit Heiterkeit. Ich war sehr glücklich."

Jetzt im Alter sehen wir auch Humboldts Individualitätsbegriff sich klären und erweitern und mit dem Begriff des Allebens sich in Einklang setzen. So in dem Sonett auf Rahel Varnhagen, deren spröde ausschließende Persönlichkeit er treffend zeichnet, um dann den Mangel ihres Wesens aufzudecken in den Worten:

„Vertraut mit allem, was die Brust durchwühlet,
Mit jedem ird'schen Tragen und Genesen,
Bleibst fremd du dem, was überirdisch bindet."

Im Gegensatz zu dem, was sich in unseren Tagen pseudo-individualistisch gebärdet, indem es die Willkür des zufälligen Beliebens und die Fessellosigkeit der Laune zum Prinzip erhebt, erblickt Humboldt auch in dem Genie, dieser höchsten Form der auf sich beruhenden schöpferischen Individualität, nicht etwa Willkür, sondern das gerade Gegenteil; das Genie holt „aus der Tiefe seiner Vernunft die Notwendigkeit und streift seine Zufälligkeit ab".

Und wie der alte Goethe den exklusiven Klassizismus seiner Mannesjahre aufgab und die Überzeugung aussprach, daß Orient und Occident nicht mehr zu trennen seien, so erweitert auch Humboldt sein Interessengebiet durch begeisterte Liebe zur indischen Literatur, deren Verschmelzung von Poesie und Philosophie seine Geistesanlage von vornherein entgegenkommen mußte; und auch seine nie verleugnete, vielmehr stets und besonders in romanischen Landen mit Freuden betonte Deutschheit setzt er nun in Einheit mit seinem Hellenismus. Diesem war er ja niemals vom bloß philologischen Gesichtspunkt nahe ge-

treten; das Studium der Griechen war ihm vielmehr als ein unvergleichliches Mittel erschienen, den Menschen überhaupt größer und edler zu machen, nicht nur fähiger und besser nach dieser oder jener Seite. Die Einheit von Natur und Kultur war es, die ihm am griechischen Menschen anzog und er glaubte, daß unter den neueren Nationen die Deutschen berufen wären, der Lösung dieses Problems auf moderner Basis am nächsten zu kommen. Die Italiener, diese „zurückgebliebenen Schatten der Alten", waren ihm dafür zu reine Naturkinder, zu wenig fähig, geistgeborene Menschen zu werden; die Franzosen andererseits waren ihm zu sehr Zivilisationsmenschen, zu sehr von spezifisch-gallischem Raffinement durchtränkt, mit den Griechen freilich am verwandtesten nach der Seite des Esprits und der ästhetischen Reizbarkeit, ihnen am fernsten in Hinsicht der Naivität und Herausarbeitung des Allgemein-Menschlichen. Die französische Kultur, wie er sie in den Briefen an Jacobi schildert, war ihm durchaus auf falschem Wege, während das deutsche Volk mit seinem scheinbaren Fehler einer zu selbstlosen Hingabe an fremde Kulturwerte sich in seinen Augen nur in einem notwendigen Durchgangsstadium befand, nach dessen Überwindung es, wie schon einmal im Mittelalter, sich selber finden und zum idealischen Weltvolk entwickeln wird.

Doch es ist hohe Zeit, Humboldt selber sprechen zu lassen.

Die Bedenken, die gegen eine derartige Auswahl einzelner Gedankenzusammenhänge erhoben werden können, sind gerade bei Humboldt deshalb von geringerer Kraft, als die Lektüre seiner wissenschaftlichen Werke keine Aussicht hat, in weitere Kreise zu dringen, und es andererseits in hohem Grade wünschenswert erscheint, daß das Bild dieses Mannes

im deutschen Bewußtsein festere Konturen annimmt, als es bisher der Fall gewesen. Dazu ist aber ein Eindringen in den hohen Ernst seiner Gedanken, wie sie von ihm selber geformt sind, durchaus notwendig. Erbauliche Lichtstrahlenweisheit wird auf den folgenden Blättern niemand suchen; eine Sammlung davon liegt auch, von geschickter Hand aus Humboldts Briefen aufgefangen, bereits vor und ihre Hauptquelle, die „Briefe an eine Freundin", ist in populären Ausgaben leicht zugänglich. Dagegen habe ich unternommen dasjenige wiederzugeben, was sich mir in den in zwiefacher Beziehung unzugänglicheren Schriften, auf einer nicht immer bequemen Höhenwanderung, an bedeutenden Gipfel- und Aussichtspunkten dargeboten hat. —

CHARAKTEROLOGIE

Individualität

Ein individueller Charakter entsteht durch nichts anderes, als durch die Neigung aller unserer Anlagen und Fähigkeiten nach einem Punkt; und keine Kraft hat ein freies Spiel, als in ihrer natürlichen ungezwungenen Äußerung. Ohne einen bestimmten Charakter also können wir uns keiner ungeteilten, ohne denjenigen, der uns ausschließend eigentümlich ist, keiner vollen und reinen Wirkung unseres Wesens erfreuen. Sind wir aber einmal glücklich genug gewesen, diesen aufzufinden, oder da er nicht sowohl gesucht, als nur nicht verloren sein will, uns nicht von ihm zu entfernen, so bleibt uns nichts weiter übrig, als mit Stetigkeit in demselben zu beharren. Diese Beharrlichkeit ist nicht allein dazu notwendig, die schon einmal erlangten Vorzüge des Charakters zu erhalten, sondern sie dient auch zugleich zur Erhöhung derselben. Denn es ist unmöglich, daß irgend eine Eigentümlichkeit, wenn sie eine lange Zeit hindurch auf demselben Wege fortgeht, nicht dasjenige, was entweder an sich nicht gut, oder ihr fremd ist, immer mehr von sich ausstoßen, und sich so nach und nach immer mehr durch sich selbst reinigen sollte.

Alles, was man daher, dem Studium des Ideals zufolge, von dem einzelnen Menschen fordern kann, besteht nur allgemein in einer mit möglichst großer Stärke und Tätigkeit begabten Kraft, die in durchgängiger Richtigkeit, streng bewahrter Eigentümlichkeit und stetiger Beharrlichkeit wirke. Jeder Charakter,

der nach diesen Merkmalen die Prüfung besteht, kann sich zuversichtlich allen übrigen an die Seite stellen. Denn obgleich Unterschiede des innern Werts unter verschiedenen Charakteren unleugbar sind, so ist es doch ein alltäglicher und nicht genug beachteter Fehler zu leicht einen gegen den andern zu verwerfen, oder mit ihm zu vertauschen, anstatt vielmehr den vorhandenen nur durch die gehörigen Mittel zu reinigen und zu stärken, wodurch wir den doppelten einer natürlichen Wahrheit für das Individuum und einer größeren Mannigfaltigkeit für die Gesellschaft gewinnen würden. Wer den Begriff der Menschheit bis zum Ideale erhöht, ohne darum weder ihre Freiheit noch ihrer Vielseitigkeit Schranken zu setzen, dem kann es nur auf die größeste Summe der Stärke und der Tätigkeit ankommen, und er kann nichts anderes von ihr verlangen, als daß sich die Kraft ihres Wesens weder durch Widerspruch mit sich selbst zerstöre, noch durch unstetes Übergehen von einer Äußerung zur andern zerstreue. Auch gegen sich selbst wird er daher mit schonender Achtung verfahren; er wird das üppigste Leben und die regste Bewegung seiner Gedanken und Empfindungen mittelbar und unmittelbar durch ungebundene Freiheit und von allen Seiten her gesammelten Stoff auf alle Weise begünstigen; aber was in ihm aufkeimt, wird er nie versäumen, nach den ewigen Gesetzen des Guten, Wahren und Schönen zu richten, und selbst, was vor diesem Richterstuhl besteht, wird er alsdann noch seiner übrigen Eigentümlichkeit in konsequenter Stetigkeit anpassen. Durch ein genaues Studium seiner selbst und durch die Schärfung seines Sinnes für jede Art der Eigentümlichkeit wird er verhindern, daß nichts Disharmonisches und Unzusammenhängendes in ihm aufsteige, und sich die vollendete Einheit und Bestimmtheit der

Charakterzüge verschaffen, in welcher sich das Schöne mit dem Interessanten verbindet, und die immer nur den höchsten Grad sittlicher Verfeinerung bezeichnet. Zu diesem Ziele gelangt man aber nur durch eine Methode, bei der die Freiheit der Neigung, die Stärke des Willens und die Schärfe der Beobachtung in gleichmäßiger und gehöriger Verteilung geschäftig sind.

Vielseitigkeit und Energie

Wie der Mensch auch ringen mag, die einzelne, in jedem Moment wirkende Kraft durch die Mitwirkung aller übrigen modifizieren zu lassen, so erreicht er es nie, und was er der Einseitigkeit abgewinnt, das verliert er an Kraft. Wer sich auf mehrere Gegenstände verbreitet, wirkt schwächer auf alle. So stehen Kraft und Bildung ewig in umgekehrtem Verhältnis. Der Weise verfolgt keine ganz, jede ist ihm zu lieb, sie ganz der anderen zu opfern.

Gefahren der Charakterbildung

Jeder aufmerksame Beobachter menschlicher Charaktere muß es an sich und andern häufig wahrnehmen, wie wenigen, und wie auch diesen wenigen nur in seltenen und glücklichen Augenblicken es gelingt, ihr inneres Wesen vollkommen rein zu empfinden, oder noch mehr vollkommen rein außer sich darstellen. In den meisten Perioden unseres Lebens fühlen wir uns entweder durch einengende Hindernisse niedergedrückt oder durch zufällige und fremdartige Ursachen von unserer eigentümlichen Bahn abgeführt und vermissen das hohe und schöne Gefühl, welches die Tätigkeit unserer Kräfte in ihrer vollen und natürlichen Energie immer begleitet.

Äußere Ursachen kommen hier mit inneren zusammen und überladen den Charakter mit fehlerhaften

und nicht einmal immer bloß vorübergehenden Zufälligkeiten. Die Beschaffenheit unseres Körpers, die Lage, in der wir uns befinden, der Lauf unserer gewöhnlichen Geschäfte, der aufmunternde Beifall oder der zurückschreckende Tadel anderer geben dem Geist einseitige und fremdartige Richtungen, oder halten ihn wenigstens in seinen natürlichen Fortschritten auf. Bei weitem mächtiger aber wirken noch in dieser Hinsicht die inneren Ursachen, die Herrschaft gewisser Neigungen, das schädliche Übergewicht einzelner Anlagen, die Macht des Eindrucks, durch welchen eine einzelne Handlung, ja ein einzelner Gedanke manchmal große und plötzliche Umänderungen in uns hervorbringt, die Trägheit, welche der Gewohnheit nachgibt, und vor allem der gefährliche Hang, eine einmal glücklich geübte Eigentümlichkeit nun auch bis zum gänzlichen Mißverhältnis zu übertreiben oder aus Überdruß und Liebe zum Wechsel plötzlich gegen eine entgegengesetzte vertauschen zu wollen. Denn das Bestreben, mit dem wir an uns selbst zu arbeiten bemüht sind, vermehrt, was das Schlimmste ist, noch sehr oft diese Nachteile, und nicht selten verdrehen wir in uns durch Künsteleien der Vernunft die Natur, die wir nur besser entwickeln und ausbilden sollten. Von unserer Kindheit an stehen wir unter dem Einflusse bestimmender Umstände; mit den Veränderungen, die sie in uns hervorbringen, werden auch die Standpunkte unserer Betrachtung verrückt; wie schwer ist es daher, aus diesem verwirrten Chaos sich rein herauszufinden und wie viel schwerer sich rein zu erhalten. Je eifriger wir nach diesem Ziele ringen, desto mehr laufen wir Gefahr, dasselbe zu verfehlen. Denn unsere Vernunft, die immer unruhig ist, immer zweifelt, ob der gewählte Weg auch der richtige sei? eilt alsdann sehr leicht dem langsamen, immer mehr im

ganzen, als im einzelnen sichtbaren Gange der Natur zu vorschnell zuvor, und schreitet, ohne den Erfolg und die Erfahrung sorgfältig genug abzuwarten, von Änderung zu Änderung hinüber.

Nachteil und Vorteil der neueren Zeit

Wenn schon die Ungerechtigkeit gegen vollendete Charaktere nachteilig ist, so ist es noch bei weitem gefährlicher, solche zu verkennen, die sich erst auf dem Wege ihrer Entwicklung befinden. Darum ist die Absonderung der reinen Eigentümlichkeit für den Erzieher so notwendig, aber auch zugleich so schwierig. Denn die Jugend zeigt ebenso wie das höhere Alter, da in beiden der inneren Charakterkraft die notwendige Reife und Stärke mangelt, eine beträchtliche Anzahl teils bloß vorübergehender, teils tiefer gegründeter Zufälligkeiten. In einer Zeitperiode ganzer Nationen kommen beide Fehler zusammen, da eine solche, weil die Einwirkungen der Vorzeit noch fortdauern, indem schon die Eigentümlichkeiten der folgenden aufkeimen, immer die beiden äußersten Stufen des individuellen Lebens in sich vereinigt.

Ein interessantes Beispiel einer solchen falschen Beurteilung der Zeit gibt in unseren Tagen die häufige Klage, die man in so mannigfaltigen Gestalten über Abspannung und Schlaffheit des Charakters führen hört. In der politischen Welt, sagt man, fehlt es, wenige Ausnahmen abgerechnet, an der lebendigen Energie der Nationen, die selbst das Mittelalter noch hier und da aufwies, überall hat das private Interesse das öffentliche erstickt, und vorzüglich vermißt man einzelne Individuen, die durch die Übermacht ihres Geistes dem Lauf der Begebenheiten eine entscheidende Richtung erteilten. In dem Reiche der Wissenschaften gibt, ungeachtet aller unleugbaren Fortschritte

und Erweiterungen, doch gerade derjenige Teil die kärgste Ausbeute, welcher das feurigste Gefühl und das produktivste Genie erfordert, die bildende und dichtende Kunst. Da aber auch hiervon einzelne bewunderungswürdige Ausnahmen vorkommen und Talente, die immer nur einzelnen angehören, keinen Schluß auf eine ganze Zeit erlauben, so ist die Erscheinung noch sichtbar in den Massen des Volkes. Die Regierungen der Staaten sind weniger als je den Fähigkeiten und dem Charakter von einzelnen anvertraut; in feste Formen gegossen, gehen sie einen sichereren, weniger von persönlichen Kräften und Gesinnungen abhängigen, aber auch weniger auf sie zurückwirkenden Gang. Religionsschwärmerei, wenn sie auch noch hier und da einzeln erscheint, ist gewiß weniger allgemein verbreitet, aber auch der reine und edle Religionseifer in hohem Grade erkaltet. Die Philosophie hat die sichersten Wege zur Erforschung der Wahrheit gewählt und sich, bescheidener als sonst, innerhalb der Grenzen der menschlichen Vernunft gehalten; zugleich ist es ihr gelungen, ihre Herrschaft weiter als je zu verbreiten, und so hat sie dem Geiste unleugbar eine gewisse Kälte und Nüchternheit mitgeteilt. Bei allen politischen, wissenschaftlichen und selbst mechanischen Arbeiten sind die mannigfaltigen Geschäfte so sehr unter dem Fleiße vieler Einzelnen verteilt, daß keiner eigentlich die Kraft fühlt, die erfordert wird, solche Massen in Umschwung zu bringen, keiner seine Tätigkeit anspannt, in diesem Bestreben zu gelingen, keiner seinen Mut gegen den Widerstand stärkt, den sie ihm entgegensetzen. Im gesellschaftlichen Leben stößt man häufiger auf Verbindungen, welche gemeinschaftliches Interesse, Gleichheit in Beschäftigungen oder in Meinungen stiftete, höchst selten aber auf solche, die freie Neigung und

der eigentliche Charakter knüpfte. Selbst diejenige Leidenschaft, welche am meisten gemacht ist, die ursprüngliche Kraft des Menschen zu erwecken, zeigt, sogar in ihren Verirrungen, bei weitem eher weichliche Schwäche und kränkelnde Reizbarkeit, als kühne Energie.

Allerdings leiden auch von der anderen Seite alle hier angeführten Beweise wichtige Ausnahmen, aber es bleibt unleugbar, daß alle Eigentümlichkeiten unserer Zeit uns mehr zum Raisonieren als zum Empfinden und Handeln führen, und nichts auf der Welt wirkt so feindselig gegen Heroismus und Enthusiasmus als ein übermäßiger Hang zum Raisonnement. Auch sind viele der Einrichtungen, die sonst einen mächtigen Einfluß auf die Phantasie und das Gefühl ausübten, durch die Länge der Zeit und die veränderte Richtung des menschlichen Geistes zu toten Formen geworden, die, statt energisch und belebend zu wirken, nun bloß als einschränkende Hindernisse dastehen. Dagegen hat der neuer entstandene Hang zu einer philosophierenden Beurteilung aller das Ansehen der Meinung geschmälert, häufigere Zweifel erregt, und zugleich den Abscheu vor Gegenständen der Mißbilligung mit der Anhänglichkeit an Gegenstände der Billigung vermindert, den heftigen Haß und die leidenschaftliche Liebe seltener gemacht. Sie hat derjenigen Stimmung das Übergewicht verschafft, die alles in ein Objekt ihrer zergliedernden Betrachtung verwandelt, und es ist unvermeidlich, daß diese Stimmung, indem sie den intellektuellen Menschen befriedigt, nicht den moralischen gleichgültig machen sollte.

Alter und Jugend der Zeit kommen daher zusammen, die Triebfedern unseres Charakters zugleich abzuspannen. Wenn man indes die Ursachen dieser Abspannung genauer erwägt, so ist dasjenige, was wir verlieren, nur

gleichsam die Stärke und Heftigkeit des Instinkts, da wir der Stärke der Vernunft vielmehr jetzt erst entgegenreifen. Zwar ist es sehr schwer, von einem ganzen Zeitalter das zu behaupten, was selbst dem einzelnen nur selten gelingt. Allein gewiß ist es, daß nicht bloß einzelne Vorurteile, sondern die ganze Richtung des Geistes, welche der Herrschaft von Vorurteilen leicht Raum gibt, in hohem Grade vermindert worden ist, und daß die Schlaffheit und Abspannung, die unmittelbar auf einen solchen Zustand freilich erfolgen muß, nicht anders als vorübergehend und augenblicklich gedacht werden kann. Die einzelnen sowohl, als die vereinten Kräfte unseres Zeitalters sind mit zu entschiedenem Glücke den besten und höchsten Zwecken zugerichtet; die Fortschritte der Vernunft sind zu sicher gegründet und die Wissenschaften aller Art haben ihr Gebiet zu sehr erweitert, als daß bei diesen Zeichen einer blühenden und kraftvollen Gesundheit des Geistes auch nur der Verdacht einer wesentlichen und bleibenden Schwäche entstehen konnte. Es mag allerdings die Entzündbarkeit der Phantasie und der Empfindung fehlen, die sich leicht und plötzlich zu großen Taten entflammt, es mögen selbst viele der Gegenstände jetzt unwirksam geworden sein, welche sie bisher zu erregen pflegten; das Interesse an dem Glück und der Veredelung der gesamten Menschheit aber ist einmal zu allgemein verbreitet, es wird durchaus richtiger als sonst verstanden und liberaler beurteilt, und dieser Gegenstand ist schlechterdings zu groß, als daß er nicht auch sinnlich auf die Einbildungskraft und das Gefühl mit Macht einwirken und einen hohen und erleuchteten Enthusiasmus erzeugen sollte.

Jene Schlaffheit und Kraftlosigkeit, von welcher freilich bedeutende Anzeichen nicht abgeleugnet wer-

den können, ist daher nur zufällig in der Lage des Augenblicks, nicht wesentlich in der Beschaffenheit des ganzen Zeitalters gegründet, sie wird nicht, wie sie sonst unfehlbar müßte, wachsen, sondern vielmehr wieder verschwinden, und alles, was man allenfalls zugeben kann, ist, daß auch die künftige Zeit, vergleichungsweise mit der vorigen, weniger auffallende und große Kraftäußerungen einzelner, weniger heldenmütige Taten und Bewunderung erregende Aufopferungen aufweisen oder vielmehr (denn auch dies ist schon zu viel zugestanden) daß man den einseitig auflodernden Enthusiasmus und die Heftigkeit des Gemüts seltener, als ehemals antreffen wird, die immer durch eine wachsende Kultur in gewissem Grade zurückgedrängt werden. Dagegen werden gewiß Geist und Charakter durch ganz andere Beweise die echte und rüstige Stärke zeigen, von welche jene einzelnen leuchtenden Erscheinungen sehr oft nur unsichere Zeugen sind.

Zur Menschenkenntnis

Wenn man die mannigfaltigen Urteile der Menschen über Handlungen und Charaktere miteinander vergleicht, so findet man überall zwei durchaus entgegengesetzte Parteien, die sich einander gegenseitig die Richtigkeit oder die gründliche Zuverlässigkeit ihrer Menschenkenntnis streitig machen, und von denen die eine sich mehr auf wirkliche Beobachtung, die andere mehr auf philosophisches Raisonnement beruft, jene gelungene Versuche und glückliche Erfolge, diese sichere und ihrer Meinung nach unwiderlegbare Vernunftgründe zu Beweisen für sich anführt. Zu der ersten Klasse gehören gewöhnlich diejenigen, welche man Welt- und Geschäftsleute zu nennen pflegt, vorzüglich die, welche in angesehenen Posten wichtige

Angelegenheiten betreiben, oder durch Reisen und die Beobachtung fremder Sitten ihre Menschenkenntnis geschärft haben; zu der letzteren gehören mehr die einsamen Denker, welche jedoch kein zu abgesondertes Feld der Wissenschaften, sondern dieselben Fächer, nur zu einer theoretischen Behandlung gewählt haben, welche jene praktisch beschäftigen. Da die meisten Schriftsteller aus der Zahl dieser letzteren hervorgehen, so entsteht hieraus der nachteilige, aber sehr fühlbare Widerstreit, in welchem der handelnde und der bloß denkende und schreibende Teil des Publikums miteinander stehen, und der gegenseitige Vorwurf, den beide einander machen, indem der Politiker und Geschäftsmann den theoretischen Schriftsteller über eben diese Gegenstände, und der Mann, den sein Privatleben in mannigfaltige interessante und feine Verhältnisse verwickelt hat, den Dichter, der eben solche Verhältnisse aus der Fülle seiner Einbildungskraft hervorruft, der Unkunde der wirklichen Welt beschuldigen, diese aber jenen mit gleich stolzer Verachtung erwidern, daß sie zwar vielleicht die Geburten des Tages, und die Verderbtheit ihrer Zeit kennen, aber nicht den inneren und wahren, besseren und höheren Menschen durchschauen.

Ohne Zweifel ist in diesem gegenseitigen Tadel zugleich Wahres und Falsches miteinander gemischt, und indes jeder Teil den Mangel des anderen richtig aufdeckt, verbirgt er darin seine eigene Einseitigkeit. Die wahre Menschenkenntnis beruht auf Erfahrung. Die Erfahrung aber setzt eine zwiefache Tätigkeit der Seele voraus, die Beobachtung des Vorhandenen oder Geschehenen und die Bearbeitung dieses Stoffes zu einem Resultat des Verstandes. Die einzelne Erscheinung für sich ist immer etwas Unvollständiges und Abgerissenes, Unerklärtes und Unverständliches; erst

durch Verknüpfung mit anderen Erscheinungen oder Begriffen wird sie in unserem Geiste zu einem theoretischen oder praktischen Satze verarbeitet, welcher unsere Kenntnis oder unsere Weisheit bereichert. Je nachdem nun ein Individuum nach Maßgabe seiner Eigentümlichkeit mehr dem einen oder dem anderen Teil dieser doppelten Tätigkeit das Übergewicht verstattet, weicht er von dem Gange einer richtigen Erfahrung auf einem zu empirischen oder zu spekulativen Wege ab, und dieselben verschiedenen Parteien finden sich daher in allen Erfahrungswissenschaften, vorzüglich auch in der physischen Naturkunde wieder.

Es würde leicht sein, zur Vermeidung dieses Fehlers eine gehörige Vermischung beider Fähigkeiten vorzuschlagen, aber abgerechnet, daß Ratschläge dieser Art schwerer zu befolgen als zu erteilen sind, so finden sich auch außerdem unglücklicherweise im handelnden Leben zwei notwendige Geschäfte, die gerade ebenso, als jene Geistesrichtungen selbst verschieden sind, und da eine vollkommene Verbindung dieser letzteren ohne allen Verlust an Stärke mit Recht unerreichbar scheint, unaufhörlich eine Teilung derselben notwendig machen. Diese kann man, wenn es erlaubt ist, auf einen Augenblick einen hartscheinenden Ausdruck zu gebrauchen, die Bildung und die Beherrschung des Menschen nennen. Was man irgend mit Menschen im Leben vornehmen mag, so besteht es immer entweder darin, sie für sich und aus innerer freier Kraft zu höherer Vollkommenheit zu leiten, oder sie, mit oder ohne Rücksicht hierauf, zu einer bestimmten Meinung oder Handlung zu lenken, ein Verfahren, das, da es allemal mit physischem oder moralischem Zwange verbunden ist, immer den Namen der Beherrschung verdient.

Und um in diesem geschickt zu sein, muß man eine durchaus auf Beobachtung gegründete Menschenkenntnis besitzen. Der Moment ist es, auf den gewirkt werden soll, und den man daher mit allen seinen Zufälligkeiten kennen muß, an die keine Berechnung reicht, und die nur der unmittelbare Augenschein selbst erforschen kann. Wenn die Seite entdeckt ist, auf welcher die Wirkung geschehen kann, müssen zugleich die Mittel gewählt werden, und diese können sich nur durch vielfache gelungene Versuche bewähren. Alles kommt hier einzig auf die Erreichung eines einzigen und bedingten Endzweckes an, und man nimmt daher den Menschen bloß, wie er wirklich in diesem Augenblick erscheint; ohne zu untersuchen was künftig sich aus ihm entwickeln wird, behandelt man seinen Charakter als geschlossen und vollendet. Man braucht daher hier nur mit Scharfblick den Punkt aufzufinden, worauf, und das Mittel, wodurch man wirken kann, und in diesem doch eigentlich nur mechanischen Geschäft (in welchem ein bedingter Zweck durch bestimmte Mittel erreicht wird) wird nicht gerade der größte und vielumfassendste Kopf, sondern derjenige am besten gelingen, welcher sich am ausschließendsten auf jenen Punkt zu beschränken versteht. Was man daher im Leben gewöhnlich und nicht mit Unrecht eine kunstvolle Geschicklichkeit in der Behandlung der Menschen nennt, ist nicht immer ein Zeichen einer großen und ausgebreiteten Menschenkenntnis; es beweist vielmehr oft bloß eine Bekanntschaft mit den einzelnen und im Durchschnitt fast bei allen Individuen ziemlich ähnlichen Seiten, auf die sie eine leichte Wirkung verstatten, eine gewisse Gewandtheit in der Anwendung vielfacher Mittel, und ein Talent, das aber manchmal an Genie grenzen kann, den Augenblick zu kennen und zu benutzen. Nur erst, wenn

diese Geschicklichkeit bei vielen untereinander verschiedenen und in sich originellen Subjekten die Prüfung besteht, und wenn sie zugleich mit der sicheren und feinen Beurteilung verbunden ist, die sich die Gründe ihres Verfahrens anzugeben vermag und die Erfolge zu erklären versteht, wird sie zu der seltenen und erhabenen Eigenschaft, die wir nur in wenigen wahrhaft großen Staatsmännern und Heerführern antreffen, die aber auch alsdann sie und ihr Geschäft so unendlich weit über jedes andere in unserer Schätzung emporhebt.

Die soeben beschriebene Gattung der Menschenkenntnis zweckt dahin ab, den Menschen zu lenken; die andere ihr entgegengesetzte ist mehr bemüht, ihn zu beurteilen und zu bilden. Jenes ist leichter, als dieses, da es oft entweder an der Begünstigung des Zufalles eine Hilfe, oder an den unüberwindlichen Hindernissen desselben eine Entschuldigung findet, auch nicht das ganze Subjekt zu umfassen braucht, sondern bei einzelnen Seiten stehen bleiben kann. Um nun auch in dem schweren Geschäft der Beurteilung und Bildung zu gelingen, muß man zwar von der augenblicklichen Beschaffenheit der Gegenwart ausgehen, darf sich aber nicht auf dieselbe allein beschränken. Indem man das Wesentliche und Bleibende darin aufsucht, kann man die Zufälligkeiten derselben übergehen. Wie daher die durch Umgang und Geschäfte erworbene Menschenkenntnis einen zu engen und zu sehr bestimmten Begriff von dem Subjekte bildet, so verfällt die mehr durch Nachdenken erlangte leicht in einen zu unbestimmten und allgemeinen. Das Urteil jener wird nicht leicht auf das ganze Leben des Individuums und auf seine Gesinnungen passen, aber die Aussprüche dieser werden leicht durch einzelne Fälle und Handlungen desselben widerlegt

werden. Jene ist unstreitig dem Ziele näher, das sie sich steckt, aber diese hat ein weiteres und wichtigeres vor Augen und befindet sich auf dem richtigen Wege, es zu erreichen.

Nationale Individualitäten

Was der einzelne Mensch für sich nicht vermag, das kann durch die Vereinigung aller gesellschaftlich bewirkt werden. Der einzelne kann das Ideal menschlicher Vollkommenheit nur von einer Seite, nur nach Maßgabe seiner Eigentümlichkeit darstellen, aber durch die vergleichende Betrachtung vieler dieser einseitigen und verschiedenen Darstellungen nähern wir uns einer anschaulichen Vorstellung von der Vollständigkeit desselben, als eines Ganzen. Mannigfaltigkeit der Charaktere ist daher die erste Forderung, welche an die Menschheit ergeht, wenn wir sie uns als Ganzes zu höherer Vollkommenheit fortschreitend denken. Mannigfaltigkeit reizt die Kräfte zum Kampf und zum Wetteifer, hindert das verderbliche Stocken der Tätigkeit, das immer sehr leicht die Folge einer ermüdenden Gleichförmigkeit ist, und vermehrt unmittelbar und mittelbar, indem sie die äußeren Verhältnisse selbst schwieriger und verwickelter macht, Bewegung und Leben. Ist sie noch außerdem zugleich eine Mannigfaltigkeit vorzüglicher Fähigkeiten, und sind es, nach dem soeben näher bestimmten Begriff, idealisch gebildete Individuen, die sich einander in gegenseitiger Berührung begegnen, so erhöht sie nicht bloß die Stärke der Kraftäußerung, sondern auch ihre wohltätige Zweckmäßigkeit. Denn anstatt daß die kontrastierenden Seiten sonst miteinander kämpfen, greifen sie vielmehr hier ineinander ein, und die Verschiedenheit, die sonst nur trennt und zerstört, verbindet hier mehrere für sich mangelhafte Teile zu

einem vollkommenen Ganzen. Sehr häufig dürfen wir zwar dieses Ganze nur in dem Geiste des Beobachters aufsuchen, der die einzelnen einseitigen Extreme in seiner Betrachtung vergleichend verknüpft; aber man braucht nur mehrere und oft auf diese Betrachtung zurückzuführen, und sie wird sich gewiß auch praktisch nützlich erweisen.

Zu dieser nun gibt kein anderes Land einen so reichlichen Stoff her, als das heutige Europa. In keinem anderen Weltteil und zu keiner anderen Zeit haben so viele und verschiedene Stämme und Nationen in so naher Berührung miteinander gestanden, ein Vorteil, den wir der vereinten Wirkung der schon sonst in dieser Rücksicht bemerkten, überall eingeschnittenen busenreichen geographischen Lage unseres Weltteils (vorzüglich in seinem vordersten kultiviertesten Teile), die eine so große Küstenfläche darbietet, seiner politischen Verfassung und der seit einigen Jahrhunderten durch Handel, Wissenschaften und Künste bewirkten Verbindung schuldig sind. Da die Hauptnationen sich dennoch in abgesonderter Eigentümlichkeit ausbilden, so verraten sie auffallende Verschiedenheiten, die aber der Geist des Beobachters zu einem Ganzen verknüpfen kann. So macht z. B. der heitere Frohsinn des Französischen Charakters, welcher den dichterischen Werken dieser Nation anziehenden Reiz und leichte Zierlichkeit, sowie ihrem Umgange gefällige Anmut leiht, selbst dem streng wissenschaftlichen Vortrag fruchtbaren Eingang verschafft, und alle Verhältnisse des Lebens ihrer drückenden Schwere beraubt, aber auch Gefahr läuft, den Geist zu oberflächlicher Seichtigkeit und die Gesinnungen zu frevelndem Leichtsinn zu verführen, einen scharfen Gegensatz gegen den nachdenkenden Ernst des englischen, der sich in dem Gebiet des Geschmacks

bis zur höchsten Schönheit emporschwingt, in den Wissenschaften die letzten Tiefen ergründet, und in handelnden Leben mit männlicher Würde unverrückt festen Grundsätzen folgt, aber auch leicht in schwärmerische Schwermut, leere Feierlichkeit und zurückstoßende Kälte ausartet. Beide aber zusammengenommen zeigen den Grad ernster Würde und gefälliger Leichtigkeit, die in dem idealischen Menschen immer zugleich miteinander gemischt sein sollten. Durch wissenschaftliche Ausbildung und gesellschaftliche Verfeinerung schleifen sich diese kontrastierenden Verschiedenheiten indes auch in der Wirklichkeit nach und nach ab, und in den gebildetsten Zirkeln Europens offenbart sich daher eine Gleichförmigkeit, durch welche die eingeschränkten und untätigen Köpfe freilich ihr Unvermögen, irgend einen bestimmten Charakter anzunehmen, aber die guten und energischen ihr seltenes Talent, jede Eigentümlichkeit für ihre Bildung zu benutzen, verraten. Eine solche auf Erfahrung und Weltkenntnis gegründete vielseitige Kultur findet sich jedoch, wie man sich billigerweise nicht verleugnen darf, immer noch zu ausschließend allein in der äußeren Verfeinerung der Sitten, höchst selten hingegen in der inneren Geistesform, und dem eigentlichen Charakter, daher auch die Schriftsteller aller Nationen noch immer zu sehr entweder eine einseitige Originalität, oder eine zweckwidrige Nachahmung irgend einer einzelnen fremden Manier an sich tragen. Je mehr die echte Ausbildung zunimmt, desto mehr hören die Kontraste der verschiedenen Individualitäten auf, miteinander in Streit zu stehen, und daher ist unter den minder ausgebildeten Klassen einer Nation die Abneigung ebenso groß, als unter den feineren die Neigung, aus ihrem Kreise herauszugehen und sich mit anderen Nationen zu vermischen.

Weiblicher Charakter

Man pflegt es dem weiblichen Geschlechte zum Vorwurf zu machen, daß es die Welt um sich her zu sehr aus sich und seinem Standpunkte heraus ansieht, und statt sie rein und einfach aufzufassen, sich in dieselbe überträgt. Auch muß man in der Tat gestehen, daß dies nicht selten der Fall ist. Denn so viel treuer auch die Frauen die Natur mit ihren Blicken zu begleiten scheinen, so ist ihnen die eigentliche Objektivität, die Stimmung, die überall zuerst den trockenen und bloßen Buchstaben, völlig abgesondert vom Geist und Wesen, auffaßt, dennoch, genau genommen, in hohem Grade fremd. Sie eilen zu leicht dem Resultate zuvor, verbinden früher, als das einzelne gehörig gesammelt ist, und knüpfen selbst die unmittelbarste und einfachste Beobachtung zu gern, nicht gerade an ganz individuelle, aber doch an subjektive Verhältnisse des Gefallenden oder Mißfallenden, Schönen oder Häßlichen usw. Daher folgen sie nur mit Mühe einem abstrakteren Raisonnement, das, ohne sogleich das Ziel zu zeigen, in einer Reihe von Folgerungen fortgeht, glauben schwerer der Überzeugung, die der bloße Verstand durch Gründe erzwingt, mißtrauen selten ihrem Gefühl und ihrer Ansicht und entscheiden sich nur sehr schwer gegen ihre Neigung durch das Gewicht reiner Vernunftgründe. Mit einer so starken Einmischung der Empfindung in die Geschäfte der übrigen Seelenkräfte kann eine vollkommene Klarheit auf keine Weise bestehen; auch fehlt dieselbe den Frauen um so eher, als ihr Gefühl einen ausgezeichnet hohen Grad der Innigkeit, Stärke und Tiefe besitzt; aus dem Mangel an Klarheit aber entspringen notwendig, nur nach Verschiedenheit der Lagen und der Personen, bald wahre Verirrungen, bald die inneren unfruchtbaren Schmerzen und Span-

nungen, mit welchen die Seele, ohne ein äußeres Objekt, bloß weil sie mit sich nicht eins zu werden vermag, sich vergeblich quält. Von dem Anblick dieses Fehlers und seiner nachteiligen Folgen verleitet, hat man es versucht, das andere Geschlecht auf einmal und gänzlich vor diesem Abwege zu verwahren, ihm alle feinere Kultur seines Empfindungsvermögens zu entziehen, ihm jede Nahrung der Schwärmerei abzuschneiden, und aus Verzweiflung, es in einer kühnen Höhe bleibend zu erhalten, ihm lieber jeden Aufflug versagen wollen. Zu diesem Irrtum konnte nur die Verwechslung des Zufälligen und Wesentlichen im Geschlechtscharakter verführen. Mit dem Übergewicht der Empfänglichkeit muß zwar ein Hinneigen zur Subjektivität notwendig verbunden sein; Phantasie und Gefühl werden daher immer eine höhere Herrschaft in dem anderen Geschlechte, als in dem unsrigen ausüben. Allein die Empfindung sowohl als die Empfänglichkeit überhaupt wird nur durch die höchste Realität vollkommen befriedigt, und man nähert sich der Wahrheit ebensogut, wenn man das Gemüt zu ihrer unverfälschten Aufnahme vorbereitet, als wenn man mit größerer Selbsttätigkeit den Stoff absondert, zurechtlegt und bearbeitet. Nicht also in dem Gelingen des Bemühens wird ein notwendiger Unterschied liegen, nur in den Mitteln dazu, in dem Zweck und den Gegenständen, zu dem und an welchen es sich äußert. Auch sehen wir Männer vielleicht noch öfter durch vorgefaßte Begriffe, als Frauen durch willkürlich eingemischte Bilder der Phantasie irren. Nur werden diese letzteren freilich ihren Endzweck in eben dem Grade schwerer und seltner erreichen, als es seltner gelingt, sein ganzes Wesen zu einer gewissen Verrichtung zu stimmen, als, wie der Mann tut, einzelne Kräfte einseitig anzuspannen. Aber da-

für erreichen sie auch unvergleichlich mehr, da sie die Natur in demselben Moment, in dem sie sie beobachten, schon auch sich aneignen.

Nur ein überwiegendes Streben, an die äußere Beobachtung auch unmittelbar und zugleich die innere Individualität zu knüpfen, die Wahrheit mehr durch Sinn, Takt und Empfindung in sich aufzunehmen, als durch den Verstand und das Abstraktionsvermögen zu erspähen, und die Neigung mit der Pflicht überall in friedlicher Harmonie auszugleichen, ist demnach eine wesentliche Eigenschaft des weiblichen Charakters. Dagegen ist es eine bloße Zufälligkeit einzelner Individuen, wenn das Objekt sich in dem Subjekte verliert, die Wahrheit der Einbildung weicht und die Überzeugung von der Neigung beherrscht wird.

WESENSBILDUNG

Kultur der Sinnlichkeit

Die sinnlichen Empfindungen, Neigungen und Leidenschaften sind es, welche sich zuerst und in den heftigsten Äußerungen im Menschen zeigen. Wo sie, ehe noch Kultur sie verfeinert, oder der Energie der Seele eine andere Richtung gegeben hat, schweigen, da ist auch alle Kraft erstorben, und es kann nie etwas Gutes und Großes gedeihen. Sie sind es gleichsam, welche wenigstens zuerst der Seele eine belebende Wärme einhauchen, zuerst zu einer eigenen Tätigkeit anspornen. Sie bringen Leben und Strebekraft in dieselbe; unbefriedigt machen sie tätig, zur Anlegung von Plänen erfindsam, mutig zur Ausübung; befriedigt befördern sie ein leichtes, ungehindertes Ideenspiel. Überhaupt bringen sie alle Vorstellungen in größere und mannigfaltigere Bewegung, zeigen neue Ansichten, führen auf neue, vorher unbemerkt gebliebene Seiten; ungerechnet, wie die verschiedene Art ihrer Befriedigung auf den Körper und die Organisation, und diese wieder auf eine Weise, die uns freilich nur in den Resultaten sichtbar wird, auf die Seele zurückwirkt.

Ohne das Schöne fehlte dem Menschen die Liebe der Dinge um ihrer selbst willen; ohne das Erhabene der Gehorsam, welcher jede Belohnung verschmäht, und niedrige Furcht nicht kennt. Das Studium des Schönen gewährt Geschmack, des Erhabenen — wenn es auch hierfür ein Studium gibt, und nicht Gefühl und Darstellung des Erhabenen allein Frucht

des Genies ist — richtig abgewägte Größe. Der Geschmack allein aber, dem allemal Größe zum Grunde liegen muß, weil nur das Große des Maßes, und nur das Gewaltige der Haltung bedarf, vereint alle Töne des vollgestimmten Wesens in eine reizende Harmonie. Er bringt in alle unsere, auch bloß geistigen Empfindungen und Neigungen, so etwas Gemäßigtes, Gehaltenes, auf *einen* Punkt hin Gerichtetes. Wo er fehlt, da ist die sinnliche Begierde roh und ungebändigt, da haben selbst wissenschaftliche Untersuchungen vielleicht Scharfsinn und Tiefsinn, aber nicht Feinheit, nicht Politur, nicht Fruchtbarkeit in der Anwendung. Überhaupt sind ohne ihn die Tiefen des Geistes, wie die Schätze des Wissens tot und unfruchtbar, ohne ihn der Adel und die Stärke des moralischen Willens selbst rauh und ohne erwärmende Segenskraft.

Sehr viel hängt ab von der sinnlichen Begierde. Sie muß von keiner Seite ganz erstickt, sondern vielmehr, nur nach Verschiedenheit der Charaktere, genährt werden. Heftigkeit der sinnlichen Begierde ist schon an sich Zeichen der Kraft der Seele, sowie ein Charakter wenig verspricht, in dem auch ursprünglich die sinnliche Begierde schläft. Denn wenn, nach Platos schöner Dichtung, die Dürftigkeit die Mutter der Begierde ist, so ist ihr Vater der Überfluß. Die sinnliche Begierde bringt Leben und Strebekraft in die Seele; unbefriedigt macht sie tätig, zur Anlegung von Plänen erfindsam, mutig zur Ausübung, befriedigt befördert sie ein leichtes, ungehindertes Ideenspiel. Überhaupt bringt sie alle Vorstellungen in größere und mannigfaltigere Bewegung, zeigt neue Ansichten, führt auf neue, vorher unbemerkt gebliebene Seiten; ungerechnet wie die verschiedene Art ihrer Befriedigung auf den Körper und die Organisation, und

dies wieder auf eine Weise, die uns freilich nur in den Resultaten sichtbar wird, auf die Seele zurückwirkt. Aber auf der anderen Seite erfordert auch die sinnliche Begierde die größeste Vorsicht. Denn wenn sie die Oberhand gewinnt, wenn sie von untergeordnetem Mittel, was sie immer bleiben sollte, Zweck wird, so vernichtet sie jede bessere Kraft der Seele, und stumpft vorzüglich alles Gefühl, selbst des sinnlich Schönen ab. Unter den sinnlichen Begierden gibt es schwächere und heftigere, grenzen einige mehr, andere weniger an das Unsinnliche. Ihr wohltätiger Einfluß, aber auch die damit verbundene Gefahr wächst immer im Verhältnisse ihrer Heftigkeit und ihrer Verwandtschaft mit dem Unsinnlichen. Daher muß unter allen auf der einen Seite am meisten gehegt, auf der anderen am sorgsamsten bewacht werden die Begierde, um wieder mit Plato zu reden, das Schöne im Schönen zu erzeugen.

Ausbildung und Verfeinerung muß das bloß sinnliche Gefühl erhalten durch das Ästhetische. Hier beginnt das Gebiet der Kunst, und ihr Einfluß auf Bildung und Moralität. Nichts ist von so ausgebreiteter Wirkung auf den ganzen Charakter, als der Ausdruck des Unsinnlichen im Sinnlichen, des Erhabenen, des Einfachen, des Schönen in allen Produkten der Kunst, die uns umgeben. Das, was wir Geschmack nennen, bringt in alle unsere, auch bloß geistigen Empfindungen und Neigungen so etwas Gemäßigtes, Gehaltenes, Harmonisches, auf einen Punkt hin Gerichtetes. Wo dieser Geschmack fehlt, da ist die sinnliche Begierde roh und ungebändigt, da ist jede andere Geisteskultur tot und unfruchtbar, da haben selbst wissenschaftliche Untersuchungen vielleicht Scharfsinn und Tiefsinn, aber nicht Feinheit, nicht Politur, nicht Fruchtbarkeit in der Anwendung.

Das Gefühl des Schönen zu erzeugen, zu nähren ist Bestimmung der Kunst. So ist der Zweck aller Kunst moralisch im höchsten Verstande des Worts. Oft hat man diesen Satz mißverstanden, geglaubt, jedes Produkt der Kunst müßte darum irgend eine Lehre einschärfen, irgend eine Empfindung rege machen, die unmittelbar auf tugendhafte Handlungen führte; jedes Produkt, das diesen Zweck nicht beabsichtigt, unnütz, das ihm sogar entgegenzuarbeiten scheint, weil es vielleicht eine Handlung, die wir, unserer Lage gemäß, nicht für tugendhaft halten, von reizenden Seiten zeigt, schädlich genannt. Allein das heißt die Kunst in zu enge Grenzen einschränken, und dennoch den Zweck der wahren, sittlichen Bildung verfehlen. Der Grund dieses Irrtums liegt darin, daß man zu unmittelbar wirken, unmittelbar gute Gesinnungen, gute Handlungen hervorbringen, nicht bloß zur eigenen Hervorbringung vorbereiten will. Dies tut der Künstler, wenn er die Idee des Schönen überall verbreitet, und sie allein bestimmt ihr daher auch ihre Grenzen. Doch muß auch die Darstellung des sinnlich Schönen nie ein Übergewicht in der Seele gewinnen, muß dem reinen, unvermischt Geistigen immer untergeordnet bleiben. Sonst bringt sie nicht Wärme des Gefühls, sondern ein Feuer hervor, das ebenso schnell wieder verlischt, als es aufloderte. Dann muß das Sinnliche nur immer als Zeichen des Unsinnlichen genommen, nicht beides miteinander verwechselt, nicht auf jenes angewandt werden, was nur auf dieses paßt. So schwärmt die Art der Liebe, die wohl nur die platonisch nannten, denen es an Sinn fehlte, Platos erhabene Ideen zu fassen.

Synthese von Einseitigkeit und Vielseitigkeit

Der wahre Zweck des Menschen, nicht der, welchen die wechselnde Neigung, sondern welchen die ewig

unveränderliche Vernunft ihm vorschreibt — ist die höchste und proportionierlichste Bildung seiner Kräfte zu einem Ganzen. Zu dieser Bildung ist Freiheit die erste und unerläßliche Bedingung. Allein außer der Freiheit erfordert die Entwicklung der menschlichen Kräfte noch etwas anderes, obgleich mit der Freiheit eng Verbundenes — Mannigfaltigkeit der Situationen. Auch der freieste und unabhängigste Mensch, in einförmige Lagen versetzt, bildet sich minder aus. Zwar ist nun einesteils diese Mannigfaltigkeit allemal Folge der Freiheit, und andernteils gibt es auch eine Art der Unterdrückung, die, statt den Menschen einzuschränken, den Dingen um ihn her eine beliebige Gestalt gibt, so daß beide gewissermaßen eins und dasselbe sind. Indes ist es der Klarheit der Ideen dennoch angemessener, beide voneinander zu trennen. Jeder Mensch vermag auf *einmal* nur mit *einer* Kraft zu wirken, oder vielmehr sein ganzes Wesen wird auf *einmal* nur zu *einer* Tätigkeit gestimmt. Daher scheint der Mensch zur Einseitigkeit bestimmt, indem er seine Energie schwächt, sobald er sich auf mehrere Gegenstände verbreitet. Allein dieser Einseitigkeit entgeht er, wenn er die einzelnen, oft einzeln geübten Kräfte zu vereinen, den beinah schon verloschenen wie den erst künftig hell aufflammenden Funken in jeder Periode seines Lebens zugleich mitwirken zu lassen, und statt der Gegenstände, auf die er wirkt, die Kräfte, womit er wirkt, durch Verbindung zu vervielfältigen strebt. Was hier gleichsam die Verknüpfung der Vergangenheit und der Zukunft mit der Gegenwart wirkt, das wirkt in der Gesellschaft die Verbindung mit anderen. Denn auch durch alle Perioden des Lebens erreicht jeder Mensch dennoch nur *eine* der Vollkommenheiten, welche gleichsam den Charakter des ganzen Menschengeschlechts bilden.

Religion und Sittlichkeit

Je mannigfaltiger und eigentümlicher der Mensch sich ausbildet, je höher sein Gefühl sich emporschwingt, desto leichter richtet sich auch sein Blick von dem engen, wechselnden Kreise, der ihn umgibt, auf das hin, dessen Unendlichkeit und Einheit den Grund jener Schranken und jenes Wechsels enthält, er mag nun ein solches Wesen zu finden oder nicht zu finden vermeinen. Je freier ferner der Mensch ist, desto selbständiger wird er in sich, und desto wohlwollender gegen andere. Nun aber führt nichts so der Gottheit zu, als wohlwollende Liebe; und macht nichts so das Entbehren der Gottheit der Sittlichkeit unschädlich, als Selbständigkeit, die Kraft, die sich in sich genügt und sich auf sich beschränkt. Je höher endlich das Gefühl der Kraft in dem Menschen, je ungehemmter jede Äußerung derselben, desto williger sucht er ein inneres Band, das ihn leite und führe, und so bleibt er der Sittlichkeit hold, es mag nun dies Band ihm Ehrfurcht und Liebe der Gottheit, oder Belohnung des eigenen Selbstgefühls sein.

So mitwirkend auf der einen Seite religiöse Ideen bei der moralischen Vervollkommnung sind, so wenig sind sie doch auf der anderen Seite unzertrennlich damit verbunden. Die bloße Idee geistiger Vollkommenheit ist groß und füllend und erhebend genug, um nicht mehr einer anderen Hülle oder Gestalt zu bedürfen. Und doch liegt jeder Religion eine Personifizierung, eine Art der Versinnlichung zum Grunde, ein Anthropomorphismus in höherem oder geringerem Grade. Jene Idee der Vollkommenheit wird auch demjenigen unaufhörlich vorschweben, der nicht gewohnt ist, die Summe alles moralisch Guten in *ein* Ideal zusammenzufassen, und sich in

Verhältnis zu diesem Wesen zu denken; sie wird ihm Antrieb zur Tätigkeit, Stoff aller Glückseligkeit sein. Fest durch die Erfahrung überzeugt, daß seinem Geiste Fortschreiten in höherer moralischer Stärke möglich ist, wird er mit mutigem Eifer nach dem Ziele streben, das er sich steckt. Der Gedanke der Möglichkeit der Vernichtung seines Daseins wird ihn nicht schrecken, sobald seine täuschende Einbildungskraft nicht mehr im Nichtsein das Nichtsein noch fühlt. Seine unabänderliche Abhängigkeit von äußeren Schicksalen drückt ihn nicht; gleichgültiger gegen äußeres Genießen und Entbehren, blickt er nur auf das rein Intellektuelle und Moralische hin, und kein Schicksal vermag etwas über das Innere seiner Seele. Sein Geist fühlt sich durch Selbstgenügsamkeit unabhängig, durch die Fülle seiner Ideen, und das Bewußtsein seiner inneren Stärke über den Wandel der Dinge gehoben. Wenn er nun in seine Vergangenheit zurückgeht, Schritt vor Schritt aufsucht, wie er jedes Ereignis bald auf diese, bald auf jene Weise benutzte, wie er nach und nach zu dem ward, was er jetzt ist, wenn er so Ursache und Wirkung, Zweck und Mittel, alles in sich vereint sieht, und dann, voll des edelsten Stolzes, dessen endliche Wesen fähig sind, ausruft:

> Hast du nicht alles selbst vollendet,
> Heilig glühend Herz?

wie müssen da in ihm die Ideen von Alleinsein, von Hilflosigkeit, von Mangel an Schutz und Trost und Beistand verschwinden, die man gewöhnlich da glaubt, wo eine persönliche, ordnende, vernünftige Ursache der Kette des Endlichen fehlt? Dieses Selbstgefühl, dieses in und durch sich Sein wird ihn auch nicht hart und unempfindlich gegen andere Wesen machen, sein Herz nicht der teilnehmenden Liebe und jeder

wohlwollenden Neigung verschließen. Eben diese Idee der Vollkommenheit, die wahrlich nicht bloß kalte Idee des Verstandes ist, sondern warmes Gefühl des Herzens sein kann, auf die sich seine ganze Wirksamkeit bezieht, trägt sein Dasein in das Dasein anderer über. Es liegt ja in ihnen gleiche Fähigkeit zu größerer Vollkommenheit, diese Vollkommenheit kann er hervorbringen oder erhöhen. Er ist noch nicht ganz von dem höchsten Ideale aller Moralität durchdrungen, so lange er noch sich oder andere einzeln zu betrachten vermag, so lange nicht alle geistige Wesen der Summe der in ihnen einzeln zerstreut liegenden Vollkommenheit in seiner Vorstellung zusammenfließen. Vielleicht ist seine Vereinigung mit den übrigen, ihm gleichartigen Wesen noch inniger, seine Teilnahme an ihrem Schicksale noch wärmer, je mehr sein und ihr Schicksal, seiner Vorstellung nach, allein von ihm und von ihnen abhängt.

Ästhetische Moral

Die Beimischung des Schönheitsgefühls scheint der Reinheit des moralischen Willens Abbruch zu tun, und sie könnte es allerdings, und würde es auch in der Tat, wenn dies Gefühl eigentlich dem Menschen Antrieb zur Moralität sein sollte. Allein es soll bloß die Pflicht auf sich haben, gleichsam mannigfaltigere Anwendungen für das moralische Gesetz aufzufinden, welche dem kalten und darum hier allemal unfeinen Verstande entgehen würden, und soll das Recht genießen, dem Menschen — dem es nicht verwehrt ist, die mit der Tugend so eng verschwisterte Glückseligkeit zu empfangen, sondern nur mit der Tugend gleichsam um diese Glückseligkeit zu handeln — die süßesten Gefühle zu gewähren. Je mehr ich überhaupt über diesen Gegenstand nachdenken mag,

desto weniger scheint mir der Unterschied, den ich eben bemerkte, bloß subtil, und vielleicht schwärmerisch zu sein. Wie strebend der Mensch nach Genuß ist, wie sehr er sich Tugend und Glückseligkeit ewig, auch unter den ungünstigsten Umständen, vereint denken möchte, so ist doch auch seine Seele für die Größe des moralischen Gesetzes empfänglich. Sie kann sich der Gewalt nicht erwehren, mit welcher diese Größe sie zu handeln nötigt, und, *nur* von diesem Gefühle durchdrungen, handelt sie schon darum ohne Rücksicht auf Genuß, weil sie nie das volle Bewußtsein verliert, daß die Vorstellung jedes Unglücks ihr kein anderes Betragen abnötigen würde.

Allein diese Stärke gewinnt die Seele freilich nur auf einem, dem ähnlichen Wege, von welchem ich im vorigen rede; nur durch mächtigen inneren Drang und mannigfaltigen äußeren Streit. Alle Stärke — gleichsam die Materie — stammt aus der Sinnlichkeit, und, wie weit entfernt von dem Stamme, ist sie doch noch immer, wenn ich so sagen darf, auf ihm ruhend. Wer nun seine Kräfte unaufhörlich zu erhöhen und durch häufigen Genuß zu verjüngen sucht, wer die Stärke seines Charakters oft braucht, seine Unabhängigkeit vor der Sinnlichkeit zu behaupten, wer so diese Unabhängigkeit mit der höchsten Reizbarkeit zu vereinen bemüht ist, wessen gerader und tiefer Sinn der Wahrheit unermüdet nachforscht, wessen richtiges und feines Schönheitsgefühl keine reizende Gestalt unbemerkt läßt, wessen Drang, das außer sich Empfundene in sich aufzunehmen und das in sich Aufgenommene zu neuen Geburten zu befruchten, jede Schönheit in seine Individualität zu verwandeln, und, mit jeder sein ganzes Wesen gattend, neue Schönheit zu erzeugen strebt; der kann das befriedigende Bewußtsein nähren, auf dem richtigen

Wege zu sein, dem Ideale sich zu nahen, das selbst die kühnste Phantasie der Menschheit vorzuzeichnen wagt.

Wahrer Adel

Die Alten, vorzüglich die Griechen, hielten jede Beschäftigung, welche zunächst die körperliche Kraft angeht, oder Erwerbung äußerer Güter, nicht innere Bildung, zur Absicht hat, für schädlich und entehrend. Ihre menschenfreundlichsten Philosophen billigten daher die Sklaverei, gleichsam um durch ein ungerechtes und barbarisches Mittel einem Teile der Menschheit durch Aufopferung eines anderen die höchste Kraft und Schönheit zu sichern. Allein den Irrtum, welcher diesem ganzen Raisonnement zum Grunde liegt, zeigen Vernunft und Erfahrung leicht. Jede Beschäftigung vermag den Menschen zu adeln, ihm eine bestimmte, seiner würdige Gestalt zu geben. Nur auf die Art, wie sie betrieben wird, kommt es an; und hier läßt sich wohl als allgemeine Regel annehmen, daß sie heilsame Wirkungen äußert, solange sie selbst und die darauf verwandte Energie vorzüglich die Seele füllt, minder wohltätige, oft nachteilige hingegen, wenn man mehr auf das Resultat sieht, zu dem sie führt, und sie selbst nur als Mittel betrachtet. Denn alles, was in sich selbst reizend ist, erweckt Achtung und Liebe, was nur als Mittel Nutzen verspricht, bloß Interesse; und nun wird der Mensch durch Achtung und Liebe ebensosehr geadelt, als er durch Interesse in Gefahr ist, entehrt zu werden.

Individualität nicht Idiotismus!

Alle Seiten, welche der Mensch zu kultivieren vermag, stehen in einer wunderbar engen Verknüpfung, und wenn schon in der intellektuellen Welt der Zu-

sammenhang wenn nicht inniger, doch wenigstens deutlicher und bemerkbarer ist, als in der physischen, so ist er es noch bei weitem mehr in der moralischen. Daher müssen sich die Menschen untereinander verbinden, nicht um an Eigentümlichkeit, aber an ausschließendem Isoliertsein zu verlieren; die Verbindung muß nicht ein Wesen in das andere verwandeln, aber gleichsam Zugänge von einem zum andern eröffnen; was jeder für sich besitzt, muß er mit dem von anderen Empfangenen vergleichen, und danach modifizieren, nicht aber dadurch unterdrücken lassen.

Lebenskunst

Je mehr Einheit der Mensch besitzt, desto freier entspringt das äußere Geschäft, das er wählt, aus seinem inneren Sein, und desto häufiger und fester knüpft sich dieses an jenes da an, wo dasselbe nicht frei gewählt wurde. Daher ist der interessante Mensch in allen Lagen und allen Geschäften interessant; daher blüht er zu einer entzückenden Schönheit auf in einer Lebensweise, die mit seinem Charakter übereinstimmt.

So ließen sich vielleicht aus allen Bauern und Handwerkern *Künstler* bilden, d. h. Menschen, die ihr Gewerbe um ihres Gewerbes willen liebten, durch eigen gelenkte Kraft und eigene Erfindsamkeit verbesserten, und dadurch ihre intellektuellen Kräfte kultivierten, ihren Charakter veredelten, ihre Genüsse erhöhten. So würde die Menschheit durch eben die Dinge geadelt, die jetzt, wie schön sie auch an sich sind, so oft dazu dienen, sie zu entehren. Je mehr der Mensch in Ideen und Empfindungen zu leben gewohnt ist, je stärker und feiner seine intellektuelle und moralische Kraft ist, desto mehr sucht er allein solche äußere Lagen zu wählen, welche zugleich dem inneren Menschen mehr Stoff geben, oder denjenigen, in welche ihn

das Schicksal wirft, wenigstens solche Seiten abzugewinnen. Der Gewinn, welchen der Mensch an Größe und Schönheit einerntet, wenn er unaufhörlich dahin strebt, daß sein inneres Dasein immer den ersten Platz behaupte, daß es immer der erste Quell, und das letzte Ziel alles Wirkens, und alles Körperliche und Äußere nur Hülle und Werkzeug desselben sei, ist unabsehlich.

Bedingungen der Charakterbildung

Man vergißt, daß die menschlichen Kräfte wirklicher Lagen bedürfen, um sich zu ihrer wahren Stärke zu sammeln, daß eine unbestimmte Ausbildung so gut als gar keine ist, und daß wir tiefer in menschliche Verhältnisse eingehen (das einzige Mittel wahrer Kultur), wenn wir uns durch selbsttätigen Anteil an einen kleinen Kreis fesseln, als wenn wir uns durch kaltes Zurückziehen die Freiheit bewahren, uns jedem zu nahen. Selbst unsere Einbildungskraft schlummert, und wir bedenken nicht, daß ein Leben, das keine große Tat, kein wichtiges Werk, nicht einmal das Andenken an eine nützliche Geschäftigkeit unter einer größeren Anzahl unserer Mitbürger hinterläßt, ein verlorenes und vergebens verschwendetes Leben ist. Es war notwendig, dieses Abweges hier warnend zu erwähnen, da gerade das Studium der Menschenkenntnis leicht verführen kann, ein bloß beschauendes Leben zu allzugroßem Nachteil eines tätigen zu begünstigen, und über der Schätzung der bloßen inneren Anlagen und Gesinnungen der Menschen den Wert äußerer Brauchbarkeit und Nützlichkeit unrichtigerweise herabzusetzen.

Raisonnement und Energie

Das beständige Nachforschen nach der Verbindung zwischen Grund und Folge, das Auftauchen des

Zwecks aller Handlungen und Ereignisse schwächt sehr leicht die Energie, mit der man einen Gegenstand, ohne Rücksicht auf allen Zweck, bloß um seiner selbst willen, liebt oder verabscheut, und da diese den edelsten und rein moralischen Neigungen zugleich mit denen, die bloß auf Vorurteil und Laune beruhen, eigen ist, so wird sie durch die Kultur nicht selten, statt nur auf die gehörigen Objekte gerichtet zu werden, gänzlich vernichtet.

Wesentliches und Zufälliges im Charakter

Was mit voller Energie, mit der ganzen Anstrengung des Gemüts geschieht, kann nicht anders als aus seiner eigentümlichen Natur entspringen. Nun aber wird sich jeder bessere Mensch einzelner Momente bewußt sein, in welchen er sein Wesen in einer ungewöhnlichen vollendeten Stärke fühlte; auf diese wird er zurückblicken, wenn er sich ein Bild seiner echten Natur zu entwerfen versucht, und nur in ihnen wird er sich ganz, in allen übrigen bloß zerstückt und teilweise wiederfinden. Man suche daher das Beste und Höchste auf, was irgend ein Subjekt nach allen verschiedenen Richtungen hin geleistet hat, man knüpfe dies in eins zusammen, und nehme dies so gestaltete Ganze als seine eigentümliche und wesentliche Beschaffenheit an. Alles, was diesem Begriff nicht entspricht, wird nun zufällig heißen können, es sei nun, daß es wirklich fremdartige Eigenschaften, oder nur geringere Grade oder einseitige Äußerungen jener Eigentümlichkeit zeige.

Wenn hier die Begriffe des Wesentlichen und Zufälligen in Charakteren so gestellt sind, daß dieses eigentlich überall, jenes nur äußerst selten erscheint, so darf uns dieses auf keine Weise irre machen. Denn

wenn man erforschen will, was die Menschheit eigentlich zu leisten vermag, so darf man sich nicht an lange Strecken und ganze Perioden, nur an einzelne Kraftäußerungen und einzelne Momente heften. Alle übrigen sind hinlänglich gerechtfertigt, wenn sie nur langsam dazu beitrugen, jene ans Licht zu rufen, und überall in der toten und lebendigen Natur sehen wir wenige und einzelne, aber große und wohltätige Früchte durch die Vereinigung vieler, lange ununterbrochen fortwirkender Kräfte reifen.

Kultur, Zivilisation und Bildung

Von dem Standpunkt der inneren Geisteswürdigung aus kann man auch Zivilisation und Kultur nicht als den Gipfel ansehen, zu welchem der menschliche Geist sich zu erheben vermag. Beide sind in der neuesten Zeit bis auf den höchsten Punkt und zu der größten Allgemeinheit gediehen. Ob aber darum zugleich die innere Erscheinung der menschlichen Natur, wie wir sie z. B. in einigen Epochen des Altertums erblicken, auch gleich häufig und mächtig, oder gar in gesteigerten Graden zurückgekehrt ist? dürfte man schon schwerlich mit gleicher Sicherheit behaupten wollen, und noch weniger, ob dies gerade in den Nationen der Fall gewesen ist, welchen die Verbreitung der Zivilisation und einer gewissen Kultur am meisten verdankt.

Die Zivilisation ist die Vermenschlichung der Völker in ihren äußeren Einrichtungen und Gebräuchen und der darauf Bezug habenden inneren Gesinnung. Die Kultur fügt dieser Veredlung des gesellschaftlichen Zustandes Wissenschaft und Kunst hinzu. Wenn wir aber in unserer Sprache *Bildung* sagen, so meinen wir damit etwas zugleich Höheres und mehr Innerliches, nämlich die Sinnesart, die sich aus der Er-

kenntnis und dem Gefühle des gesamten geistigen und sittlichen Strebens harmonisch auf die Empfindung und den Charakter ergießt.

Die Zivilisation kann aus dem Innern eines Volkes hervorgehen und zeugt alsdann von jener, nicht immer erklärbaren Geisteserhebung. Wenn sie dagegen aus der Fremde in eine Nation verpflanzt wird, verbreitet sie sich schneller, durchdringt auch vielleicht mehr alle Verzweigungen des geselligen Zustandes, wirkt aber auf Geist und Charakter nicht gleich energisch zurück. Es ist ein schönes Vorrecht der neuesten Zeit, die Zivilisation in die entferntesten Teile der Erde zu tragen, dies Bemühen an jede Unternehmung zu knüpfen, und hierauf, auch fern von anderen Zwecken, Kraft und Mittel zu verwenden. Das hierin waltende Prinzip allgemeiner Humanität ist ein Fortschritt, zu dem sich erst unsere Zeit wahrhaft emporgeschwungen hat; und alle großen Erfindungen der letzten Jahrhunderte streben dahin zusammen, es zur Wirklichkeit zu bringen. Die Kolonien der Griechen und Römer waren hierin weit weniger wirksam. Es lag dies allerdings in der Entbehrung so vieler äußerer Mittel der Länderverknüpfung und der Zivilisierung selbst. Es fehlte ihnen aber auch das innere Prinzip, aus dem allein diesem Streben das wahre Leben erwachsen kann. Sie besaßen einen klaren und tief in ihre Empfindung und Gesinnung verwebten Begriff hoher und edler menschlicher Individualität; aber der Gedanke, den Menschen bloß darum zu achten, weil er Mensch ist, hatte nie Geltung in ihnen erhalten, und noch viel weniger das Gefühl daraus entspringender Rechte und Verpflichtungen. Dieser wichtige Teil allgemeiner Gesittung war dem Gange ihrer zu rationellen Entwicklung fremd geblieben. Selbst in ihren Kolonien vermischten sie sich wohl

weniger mit den Eingeborenen, als sie dieselben nur aus ihren Grenzen zurückdrängten; aber ihre Pflanzvölker selbst bildeten sich in den veränderten Umgebungen verschieden aus, und so entstanden, wie wir an Groß-Griechenland, Sizilien und Iberien sehen, in entfernten Ländern neue Völkergestaltungen in Charakter, politischer Gesinnung und wissenschaftlicher Entwicklung. Ganz vorzugsweise verstanden es die Indier, die eigene Kraft der Völker, denen sie sich beigesellten, anzufachen und fruchtbar zu machen. Der Indische Archipel und gerade Java geben uns hiervon einen merkwürdigen Beweis. Denn wir sehen da, indem wir auf Indisches stoßen, auch gewöhnlich, wie das Einheimische sich dessen bemächtigte und darauf fortbaute. Zugleich mit ihren vollkommeneren äußeren Einrichtungen, ihrem größeren Reichtum an Mitteln zu erhöhtem Lebensgenuß, ihrer Kunst und Wissenschaft, trugen die indischen Ansiedler auch den lebendigen Hauch in die Fremde hinüber, durch dessen beseelende Kraft sich bei ihnen selbst alles dies erst gestaltet hatte. Alle einzelnen geselligen Bestrebungen waren bei den Alten noch nicht so geschieden, als bei uns; sie konnten, was sie besaßen, viel weniger ohne den Geist mitteilen, der es geschaffen hatte. Weil sich dies jetzt bei uns durchaus anders verhält und eine in unserer eigenen Zivilisation liegende Gewalt uns immer bestimmter in dieser Richtung forttreibt, so bekommen unter unserm Einfluß die Völker eine viel gleichförmigere Gestalt, und die Ausbildung der originellen Volkseigentümlichkeit wird oft, auch da, wo sie vielleicht stattgefunden hätte, im Aufkeimen erstickt.

Menschheitsideal

In dem Gemüte des Menschen sind die Anlagen zu jeder Art der Kraftäußerung miteinander verwandt,

und jede einzelne entwickelt sich freier und vollkommener, wenn sie durch die verhältnismäßige Ausbildung der übrigen unterstützt wird. Von welchem Gegenstande man daher immer reden mag, so kann man ihn auf den Menschen und zwar auf das Ganze seiner intellektuellen und moralischen Organisation beziehen. Bei jeder eigentümlichen Philosophie, jedem weitumfassenden System der Naturforschung, jeder großen politischen Einrichtung kann man untersuchen, was dadurch der philosophische, naturhistorische, politische Geist allein und in ihrer Verbindung gewonnen haben. Man kann an diese Untersuchung die noch allgemeinere knüpfen, um wieviel dadurch der menschliche Geist überhaupt dem letzten Ziele seines Strebens näher gerückt ist, dem Ziele nämlich: die ganze Masse des Stoffes, welchen ihm die Welt um ihn her und sein inneres Selbst darbietet, mit allen Werkzeugen seiner Empfänglichkeit in sich aufzunehmen und mit allen Kräften seiner Selbsttätigkeit umzugestalten und sich anzueignen und dadurch sein Ich mit der Natur in die allgemeinste, regste und übereinstimmendste Wechselwirkung zu bringen. Man muß sogar immer beides, sobald man einen hohen praktischen Endzweck verfolgt, und man darf es wenigstens nie ganz vernachlässigen, wenn man von der Kunst spricht, die aus dem Innersten des menschlichen Gemüts selbst entspringt, und von einem Kunstwerke, das mit dem Gepräge einer großen Eigentümlichkeit gestempelt ist.

Erwählt man nun diesen höheren Standpunkt, so bezieht man seinen einzelnen Gegenstand auf einen allgemeinen, außer demselben liegenden Mittelpunkt und arbeitet an einem mehr oder minder beträchtlichen Teil eines weiten und erhabenen Gebäudes. Dieser Mittelpunkt ist nämlich: *die Bildung des Menschen;* dies Gebäude: *die Charakteristik des mensch-*

lichen Gemüts in seinen möglichen Anlagen und in den wirklichen Verschiedenheiten, welche die Erfahrung aufzeigt. Man besitzt nunmehr in der Summe der Vorzüge des Geistes und der Gesinnung, welche die Menschheit bisher dargetan hat, eine idealische, aber bestimmbare Größe, nach welcher sich der einzelne beurteilen läßt; man sieht ein Ziel, dem man nachstreben kann; man kennt einen Weg, auf dem es möglich ist, im höchsten Verstande des Worts *Entdecker* zu sein, indem man *durch die Tat* als Dichter, Denker oder Forscher, aber vor allem als handelnder Mensch jener Summe etwas Neues hinzufügt und damit die Grenzen der Menschheit selbst weiterrückt. Man gewinnt eine Idee, welche durch Begeisterung zugleich Kraft mitteilt, da das Gesetz die Schritte nur *leitet,* nicht auch beflügelt, und den Mut mehr darniederschlägt als erhebt.

Es gibt keine freie und kraftvolle Äußerung unserer Fähigkeiten ohne eine sorgfältige Bewahrung unserer ursprünglichen Naturanlagen; keine Energie ohne Individualität. Deswegen ist es so notwendig, daß eine Charakteristik, wie die eben geschilderte, dem menschlichen Geiste die Möglichkeit vorzeichne, mannigfaltige Bahnen zu verfolgen, ohne sich darum von dem einfachen Ziel allgemeiner Vollkommenheit zu entfernen, sondern demselben vielmehr von verschiedenen Seiten entgegenzueilen. Nur auf eine philosophisch empirische Menschenkenntnis läßt sich die Hoffnung gründen, mit der Zeit auch eine philosophische Theorie der Menschenbildung zu erhalten. Und doch ist diese letztere nicht bloß als allgemeine Grundlage zu ihren einzelnen Anwendungen, der Erziehung und Gesetzgebung (die selbst erst von ihr durchgängigen Zusammenhang in ihren Prinzipien erwarten dürfen), sondern auch als ein sicherer Leit-

faden bei der freien Selbstbildung jedes einzelnen ein allgemeines und besonders in unserer Zeit dringendes Bedürfnis. Je größer die Anzahl der Richtungen ist, welche ihm offen liegen, je reichhaltiger der Stoff, welchen unsere Kultur ihm darbietet, desto mehr fühlt sich auch der bessere Kopf verlegen, unter dieser Mannigfaltigkeit eine verständige Wahl zu treffen und auch nur mehreres davon miteinander zu verbinden. Ohne diese Verbindung aber geht die Kultur selbst verloren. Denn wenn die Kultur des Menschen die Kunst ist, sein Gemüt durch Nahrung fruchtbar zu machen, so muß er dazu seine Organe so harmonisch stimmen und eine solche äußere Lage wählen, daß er so vieles, als möglich, sich aneignen kann, da ohne Aneignung kein Nahrungsstoff weder in das Gemüt noch in den Körper übergeht.

Dreifache Art der Erziehung

Trägt man diese Ideen in die aufmerksame Betrachtung des Lebens über, so wird man, am meisten an sich selber, bald gewahr, daß es eine dreifache Art der Erziehung gibt, die der Aufhellung des Verstandes, der Stärkung des Willens und des Hinneigens zu dem nimmer Ausgesprochenen und ewig Unaussprechbaren, dergleichen die körperliche und geistige Schönheit, die Wahrheit in ihren letzten Gründen und die Freiheit ist, durch die in der leblosen Natur die Form der Masse, in der lebendigen der freie Gedanke die blinde Gewalt überwindet. Die letzte würde am besten die des Gemüts zur Religion genannt werden, wäre dieser Ausdruck nicht zugleich so edel und so gemißbraucht, daß man immer besorgen muß, bald durch das Erhabenste ihn selbst, bald durch ihn (in seiner Herabsetzung) das höher Gedachte zu entweihen. Die beiden ersten Erziehungen

können das Werk der Belehrung und des Beispiels sein; aber die letzte gehört allein der Seele selbst und der Erfahrung des Lebens an, vorzüglich dem glücklichen Hange, die Welt auf sich wirken zu lassen, und ihr Wirken in sich selbst geschaffener Einsamkeit zu verarbeiten; und hier offenbart es sich, was ein rechtgestimmtes, zugleich starkes und mildes Gemüt aus den mannigfaltigen Regungen zu machen versteht, die, wie Begierde, Liebe, Bewunderung, Anbetung, Freude, Schmerz und welchen Namen sie führen mögen, den Busen bald freundlich besuchen, bald heftig bestürmen. Denn diese und alle anderen Affekte sind die wahren Erweckungsmittel jener hohen und edlen Sehnsucht, sowie sie selbst wiederum, sie durch Stärkung läuternd, als die Reinigung derselben angesehen werden kann, und wessen Brust (wozu Frauen meistenteils besser gestimmt und durch ihre Lage mehr begünstigt sind als Männer) sie am häufigsten und mächtigsten durchwogt haben, in dem reift sie zur edelsten und wohltätigsten Stärke.

Wie daher jeder irgend würdige Charakter Kraft und Energie des Willens, so fordert ein idealischer noch insbesondere, daß der jedem Menschen beiwohnende intellektuelle Trieb zu einer so bestimmten und herrschenden Sehnsucht werde, daß er dem Individuum eine eigentümliche, den Begriff der Menschheit mehr oder minder erweiternde Gestalt gebe. Wie das Leben überhaupt als ein teilweis gelingender Kampf des Geistigen mit dem Körperlichen betrachtet werden muß, so ist die Bildung der Individualität durch die Herrschaft des sie lenkenden Grundtriebs der äußerste Gipfel des errungenen Sieges. Sie ist eben dadurch der letzte Zweck des Weltalls; wenn man den Blick von ihr abwendet, ist jedes, auch scheinbar noch so edle Bemühen niedrig, mechanisch und irdisch;

und das erforschte, erkannte, ausgemessene Universum, die ergründete Tiefe der Wahrheit, die erflogene Höhe des Gefühls sind eitle Schaugepränge spielend verschwendeter Kräfte, wenn sie sich nicht endlich in dem denkenden, redenden, handelnden Menschen lebendig offenbaren, wenn nicht das, was sie in ihm wirkten, aus seinen Blicken zurückstrahlt, seine Worte und Handlungen nicht von ihnen Kunde geben.

Theorie der Bildung des Menschen

(Fragment)

Es wäre ein großes und treffliches Werk zu liefern, wenn jemand die eigentümlichen Fähigkeiten zu schildern unternähme, welche die verschiedenen Fächer der menschlichen Erkenntnis zu ihrer glücklichen Erweiterung voraussetzen; den echten Geist, in dem sie einzeln bearbeitet, und die Verbindung, in die sie alle miteinander gesetzt werden müssen, um die Ausbildung der Menschheit, als ein Ganzes, zu vollenden. Der Mathematiker, der Naturforscher, der Künstler, ja oft selbst der Philosoph beginnen nicht nur jetzt gewöhnlich ihr Geschäft, ohne seine eigentliche Natur zu kennen und es in seiner Vollständigkeit zu übersehen, sondern auch nur wenige erheben sich selbst späterhin zu diesem höheren Standpunkt und dieser allgemeineren Übersicht. In einer noch schlimmeren Lage aber befindet sich derjenige, welcher, ohne ein einzelnes jener Fächer ausschließend zu wählen, nur aus allen für seine Ausbildung Vorteil ziehen will. In der Verlegenheit der Wahl unter mehreren, und aus Mangel an Fertigkeit irgend eins, aus den engeren Schranken desselben heraus, zu seinem eigenen allgemeineren Endzweck zu benutzen, gelangt er notwendig früher oder später dahin, sich allein dem Zu-

fall zu überlassen, und was er etwa ergreift, nur zu untergeordneten Absichten oder bloß als ein zeitverkürzendes Spielwerk zu gebrauchen. Hierin liegt einer der vorzüglichsten Gründe der häufigen und nicht ungerechten Klagen, daß das Wissen unnütz und die Bearbeitung des Geistes unfruchtbar bleibt, daß zwar vieles um uns her zustande gebracht, aber nur wenig in uns verbessert wird, und daß man über der höheren und nur für wenige tauglichen wissenschaftlichen Ausbildung des Kopfes die allgemeiner und unmittelbarer nützliche der Gesinnungen vernachlässigt.

Im Mittelpunkt aller besonderen Arten der Tätigkeit nämlich steht der Mensch, der ohne alle, auf irgend etwas einzelnes gerichtete Absicht, nur die Kräfte seiner Natur stärken und erhöhen, seinem Wesen Wert und Dauer verschaffen will. Da jedoch die bloße Kraft einen Gegenstand braucht, an dem sie sich üben, und die bloße Form, der reine Gedanke, einen Stoff, in dem sie, sich darin ausprägend, fortdauern könne, so bedarf auch der Mensch einer Welt außer sich. Daher entspringt sein Streben, den Kreis seiner Erkenntnis und seiner Wirksamkeit zu erweitern, und ohne daß er sich selbst deutlich dessen bewußt ist, liegt es ihm nicht eigentlich an dem, was er von jener erwirbt, oder vermöge dieser außer sich hervorbringt, sondern nur an seiner inneren Verbesserung und Veredlung, oder wenigstens an der Befriedigung der inneren Unruhe, die ihn verzehrt. Rein und in seiner Endabsicht betrachtet, ist sein Denken immer nur ein Versuch seines Geistes, vor sich selbst verständlich, sein Handeln ein Versuch seines Willens, in sich frei und unabhängig zu werden, seine ganze äußere Geschäftigkeit überhaupt aber nur ein Streben, nicht in sich müßig zu bleiben. Bloß weil beides, sein Denken und sein Handeln, nicht anders als nur vermöge eines

Dritten, nur vermöge des Vorstellens und des Bearbeitens von etwas möglich ist, dessen eigentlich unterscheidendes Merkmal es ist, Nicht-Mensch, d. i. Welt zu sein, sucht er soviel Welt als möglich zu ergreifen und so eng, als er nur kann, mit sich zu verbinden.

Die letzte Aufgabe unseres Daseins: dem Begriff der Menschheit in unserer Person, sowohl in der Zeit unseres Lebens, als auch noch über dasselbe hinaus, durch die Spuren des lebendigen Wirkens, die wir zurücklassen, einen so großen Inhalt als möglich zu verschaffen, diese Aufgabe löst sich allein durch die Verknüpfung unseres Ichs mit der Welt zu der allgemeinsten, regsten und freiesten Wechselwirkung. Dies allein ist nun auch der eigentliche Maßstab zur Beurteilung der Bearbeitung jedes Zweiges menschlicher Erkenntnis. Denn nur diejenige Bahn kann in jedem die richtige sein, auf welcher das Auge ein unverrücktes Fortschreiten bis zu diesem letzten Ziele zu verfolgen imstande ist, und hier allein darf das Geheimnis gesucht werden, das, was sonst ewig tot und unnütz bleibt, zu beleben und zu befruchten.

Die Verknüpfung unseres Ichs mit der Welt scheint vielleicht auf den ersten Blick nicht nur ein unverständlicher Ausdruck, sondern auch ein überspannter Gedanke. Bei genauerer Untersuchung aber wird wenigstens der letztere Verdacht verschwinden, und es wird sich zeigen, daß, wenn man einmal das wahre Streben des menschlichen Geistes (das, worin ebensowohl sein höchster Schwung, als sein ohnmächtiger Versuch enthalten ist) aufsucht, man unmöglich bei etwas Geringerem stehen bleiben kann.

Was verlangt man von einer Nation, einem Zeitalter, von dem ganzen Menschengeschlecht, wenn man ihm seine Achtung und seine Bewunderung schenken

soll? Man verlangt, daß Bildung, Weisheit und Tugend so mächtig und allgemein verbreitet, als möglich, unter ihm herrschen, daß es seinen inneren Wert so hoch steigern, daß der Begriff der Menschheit, wenn man ihn von ihm, als dem einzigen Beispiel, abziehen müßte, einen großen und würdigen Gehalt gewönne. Man begnügt sich nicht einmal damit. Man fordert auch, daß der Mensch den Verfassungen, die er bildet, selbst der leblosen Natur, die ihn umgibt, das Gepräge seines Wertes sichtbar aufdrücke, ja daß er seine Tugend und seine Kraft (so mächtig und so allwaltend sollen sie sein ganzes Wesen durchstrahlen) noch der Nachkommenschaft einhauche, die er erzeugt. Denn nur so ist eine Fortdauer der einmal erworbenen Vorzüge möglich, und ohne diese, ohne den beruhigenden Gedanken einer gewissen Folge in der Veredlung und Bildung wäre das Dasein des Menschen vergänglicher als das Dasein der Pflanze, die, wenn sie hinwelkt, wenigstens gewiß ist, den Keim eines ihr gleichen Geschöpfes zu hinterlassen.

Beschränken sich indes auch alle diese Forderungen nur auf das innere Wesen des Menschen, so drängt ihn doch seine Natur beständig, von sich aus zu den Gegenständen außer ihm überzugehen, und hier kommt es nun darauf an, daß er in dieser Entfremdung nicht sich selbst verliere, sondern vielmehr von allem, was er außer sich vornimmt, immer das erhellende Licht und die wohltätige Wärme in sein Inneres zurückstrahle. Zu dieser Absicht aber muß er die Masse der Gegenstände sich selbst näher bringen, diesem Stoff die Gestalt seines Geistes aufdrücken und beide einander ähnlicher machen. In ihm ist vollkommene Einheit und durchgängige Wechselwirkung, beide muß er also auch auf die Natur übertragen; in ihm sind mehrere Fähigkeiten, ihm denselben Gegenstand in

verschiedenen Gestaltungen, bald als Begriff des Verstandes, bald als Bild der Einbildungskraft, bald als Anschauung der Sinne vor seine Betrachtung zu führen. Mit allen diesen, wie mit ebensoviel verschiedenen Werkzeugen, muß er die Natur aufzufassen suchen, nicht sowohl, um sie von allen Seiten kennen zu lernen, als vielmehr, um durch diese Mannigfaltigkeit der Ansichten die eigene innewohnende Kraft zu stärken, von der sie nur anders und anders gestaltete Wirkungen sind. Gerade aber diese Einheit und Allheit bestimmt den Begriff der Welt. Allein auch außerdem finden sich nun in eben diesem Begriff in vollkommenem Grade die Mannigfaltigkeit, mit welcher die äußeren Gegenstände unsere Sinne rühren, und das eigene selbständige Dasein, wodurch sie auf unsere Empfindung einwirken. Denn nur die Welt umfaßt alle nur denkbare Mannigfaltigkeit und nur sie besitzt eine so unabhängige Selbständigkeit, daß sie dem Eigensinn unseres Willens die Gesetze der Natur und die Beschlüsse des Schicksals entgegenstellt.

Was also der Mensch notwendig braucht, ist bloß ein Gegenstand, der die Wechselwirkung seiner Empfänglichkeit mit seiner Selbsttätigkeit möglich mache. Allein wenn dieser Gegenstand genügen soll, sein ganzes Wesen in seiner vollen Stärke und seiner Einheit zu beschäftigen, so muß er, der Gegenstand schlechthin, die Welt sein, oder doch (denn dies ist eigentlich allein richtig) als solcher betrachtet werden. Nur um der zerstreuenden und verwirrenden Vielheit zu entfliehen, sucht man Allheit; um sich nicht auf eine leere und unfruchtbare Weise ins Unendliche hin zu verlieren, bildet man einen, in jedem Punkt leicht übersehbaren Kreis; um an jeden Schritt, den man vorrückt, auch die Vorstellung des letzten Zwecks an-

zuknüpfen, sucht man das zerstreute Wissen und Handeln in ein geschlossenes, die bloße Gelehrsamkeit in eine gelehrte Bildung, das bloß unruhige Streben in eine weise Tätigkeit zu verwandeln.

Dies aber nun würde gerade durch ein Werk, wie das oben erwähnte, auf die kräftigste Weise befördert werden. Denn bestimmt, die mannigfaltigen Arten menschlicher Tätigkeit in den Richtungen, die sie dem Geiste geben, und den Forderungen, die sie an ihn machen, zu betrachten und zu vergleichen, führte es geradezu in den Mittelpunkt, zu dem alles, was eigentlich auf uns einwirken soll, notwendig gelangen muß. Von ihm geleitet, flüchtete sich die Betrachtung aus der Unendlichkeit der Gegenstände in den engeren Kreis unserer Fähigkeiten und ihres mannigfaltigen Zusammenwirkens; das Bild unserer Tätigkeit, die wir sonst nur stückweise und in ihren äußeren Erfolgen erblicken, zeigte sich uns hier wie in einem zugleich erhellenden und versammelnden Spiegel, in unmittelbarer Beziehung auf unsere innere Bildung. Den Einfluß, den jedes Geschäft des Lebens auf diese ausüben kann, leicht und faßlich übersehend, fände vorzüglich derjenige seine Belehrung darin, dem es nur um die Erhöhung seiner Kräfte und die Veredlung seiner Persönlichkeit zu tun ist.

Zugleich aber lernt der, welcher eine einzelne Arbeit verfolgt, nur da sein Geschäft in seinem echten Geist und in einem großen Sinne ausführen. Er will nicht mehr bloß dem Menschen Kenntnisse oder Werkzeuge zum Gebrauch zubereiten, nicht mehr nur einen einzelnen Teil seiner Bildung befördern helfen; er kennt das Ziel, das ihm gesteckt ist, er sieht ein, daß, auf die rechte Weise betrieben, sein Geschäft dem Geiste eine eigene und neue Ansicht der Welt und dadurch eine eigene und neue Stimmung seiner

selbst geben, daß er von der Seite, auf der er steht, seine ganze Bildung vollenden kann; und das ist es, wohin er strebt. Wie er aber nur für die Kraft und ihre Erhöhung arbeitet, so tut er sich auch nur Genüge, wenn er die seinige vollkommen in seinem Werke ausprägt. Nun aber wird das Ideal größer, wenn man darin die Anstrengung, die es erreichen, als wenn man den Gegenstand ausmißt, den es darstellen soll. Überall hat das Genie nur die Befriedigung des inneren Dranges zum Zweck, der es verzehrt, und der Bildner z. B. will nicht eigentlich das Bild eines Gottes darstellen, sondern die Fülle seiner plastischen Einbildungskraft in dieser Gestalt ausdrücken und heften. Jedes Geschäft kennt eine ihm eigentümliche Geistesstimmung, und nur in ihr liegt der echte Geist seiner Vollendung. Äußere Mittel, es auszuführen, gibt es immer mehrere, aber die Wahl unter ihnen kann nur jene, nur ob sie geringere oder vollere Befriedigung findet, bestimmen.

Das Verfahren unseres Geistes, besonders in seinen geheimnisvolleren Wirkungen, kann nur durch tiefes Nachdenken und anhaltende Beobachtung seiner selbst ergründet werden. Aber es ist selbst damit noch wenig geschehen, wenn man nicht zugleich auf die Verschiedenheit der Köpfe, auf die Mannigfaltigkeit der Weise Rücksicht nimmt, wie sich die Welt in verschiedenen Individuen spiegelt. Jenes Werk müßte daher zugleich auch diese Mannigfaltigkeit schildern und dürfte unter denen, die sich in irgend einem Fache hervorgetan haben, niemanden übergehen, durch den dasselbe eine neue Gestalt oder einen erweiterten Begriff gewonnen hätte. Diese müßte es in ihrer vollständigen Individualität und dem ganzen Einflusse zeichnen, den ihr Zeitalter und ihre Nation auf sie ausgeübt hätte. Dadurch nun übersehe man nicht nur die mangelhaften Arten, wie jedes einzelne Fach

bearbeitet werden kann, sondern auch die Folge, in der eine nach und nach aus der anderen entspringt. Da jedoch diese Folge immer wieder durch den Einfluß des Nationalcharakters, des Zeitalters und der äußeren Umstände überhaupt unterbrochen wird, so erhielte man zwei verschiedene, aber immer gegenseitig aufeinander einwirkende Reihen: die eine der Veränderungen, welche irgend eine Geistestätigkeit nach und nach in ihrem Fortschreiten gewinnt, die andere derjenigen, welche der Charakter der Menschen in einzelnen Nationen und Zeiten sowohl, als im ganzen, durch die Beschäftigungen annimmt, die er nach und nach ergreift; und in beiden zeigten sich außerdem die Abweichungen, durch die genievolle Individuen diesen sonst ununterbrochen fortschreitenden Naturgang plötzlich stören und ihre Nation oder ihr Zeitalter auf einmal in andere, neue Aussichten eröffnende Bahnen hinschleudern.

Allein nur, indem man dies schrittweise verfolgt und am Ende im ganzen überschaut, gelangt man dahin, sich vollkommene Rechenschaft abzulegen, wie die Bildung des Menschen durch ein regelmäßiges Fortschreiten Dauer gewinnt, ohne doch in die Einförmigkeit auszuarten, mit welcher die körperliche Natur, ohne jemals etwas Neues hervorzubringen, immer nur von neuem dieselben Umwandlungen durchgeht.

POLITIK

Aufklärung und Politik

Man glaube nicht, daß jene Geistesfreiheit und Aufklärung nur für einige Wenige des Volks sei, daß für den größeren Teil desselben, dessen Geschäftigkeit freilich durch die Sorge für die physischen Bedürfnisse des Lebens erschöpft wird, sie unnütz bleibe, oder gar nachteilig werde, daß man auf ihn nur durch Verbreitung bestimmter Sätze, durch Einschränkung der Denkfreiheit wirken könne. Es liegt schon an sich etwas die Menschheit Herabwürdigendes in dem Gedanken, irgend einem Menschen das Recht abzusprechen, ein Mensch zu sein. Keiner steht auf einer so niedrigen Stufe der Kultur, daß er zu Erreichung einer höheren unfähig wäre, und sollten auch die aufgeklärteren religiösen und philosophischen Ideen auf einen großen Teil der Bürger nicht unmittelbar übergehen können, sollte man dieser Klasse von Menschen, um sich an ihre Ideen anzuschmiegen, die Wahrheit in einem anderen Kleide vortragen müssen, als man sonst wählen würde, sollte man genötigt sein, mehr zu ihrer Einbildungskraft und zu ihrem Herzen, als zu ihrer kalten Vernunft zu reden, so verbreitet sich doch die Erweiterung, welche alle wissenschaftliche Erkenntnis durch Freiheit und Aufklärung erhält, auch bis auf sie herunter, so dehnen sich doch die wohltätigen Folgen der freien, uneingeschränkten Untersuchung auf den Geist und den Charakter der ganzen Nation bis in ihre geringsten Individuen hin aus.

Gegen den Bureaukratismus

Jeder, der sich mit der höheren Staatsverwaltung zu beschäftigen Gelegenheit hat, fühlt gewiß aus Erfahrung, wie wenig Maßregeln eigentlich eine unmittelbare, absolute, wie viele hingegen eine bloß relative, mittelbare, von anderen vorhergegangenen abhängende Notwendigkeit haben. Dadurch wird daher eine bei weitem größere Menge von Mitteln notwendig, und eben diese Mittel werden der Erreichung des eigentlichen Zweckes entzogen. Nicht allein, daß ein solcher Staat größerer Einkünfte bedarf, sondern er erfordert auch künstlichere Anstalten zur Erhaltung der eigentlichen politischen Sicherheit, die Teile hängen weniger von selbst fest zusammen, die Sorgfalt des Staats muß bei weitem tätiger sein. Daraus entspringt nun eine gleich schwierige und leider nur zu oft vernachlässigte Berechnung, ob die natürlichen Kräfte des Staats zu Herbeischaffung aller notwendig erforderlichen Mittel hinreichend sind? und fällt diese Berechnung unrichtig aus, ist ein wahres Mißverhältnis vorhanden, so müssen neue künstliche Veranstaltungen die Kräfte überspannen, ein Übel, an welchem nur zu viele neuere Staaten, wenngleich nicht allein aus dieser Ursache, kranken.

Vorzüglich ist hierbei ein Schaden nicht zu übersehen, weil er den Menschen und seine Bildung so nahe betrifft, nämlich daß die eigentliche Verwaltung der Staatsgeschäfte dadurch eine Verflechtung erhält, welche, um nicht Verwirrung zu werden, eine unglaubliche Menge detaillierter Einrichtungen bedarf und ebensoviele Personen beschäftigt. Von diesen haben indes doch die meisten nur mit Zeichen und Formeln der Dinge zu tun. Dadurch werden nun nicht bloß viele, vielleicht treffliche Köpfe dem Denken, viele, sonst nützlicher beschäftigte Hände der reellen

Arbeit entzogen; sondern ihre Geisteskräfte selbst leiden durch diese zum Teil leere, zum Teil zu einseitige Beschäftigung. Es entsteht nun ein neuer und gewöhnlicher Erwerb, Besorgung von Staatsgeschäften, und dieser macht die Diener des Staats soviel mehr von dem regierenden Teile des Staats, der sie besoldet, als eigentlich von der Nation abhängig. Welche ferneren Nachteile aber noch hieraus erwachsen, welches Warten auf die Hilfe des Staats, welcher Mangel der Selbständigkeit, welche falsche Eitelkeit, welche Untätigkeit sogar und Dürftigkeit, beweist die Erfahrung am unwidersprechlichsten. Dasselbe Übel, aus welchem dieser Nachteil entspringt, wird wieder von demselben wechselsweis hervorgebracht. Die, welche einmal die Staatsgeschäfte auf diese Weise verwalten, sehen immer mehr und mehr von der Sache hinweg und nur auf die Form hin, bringen immerfort bei dieser, vielleicht wahre, aber nur, mit nicht hinreichender Hinsicht auf die Sache selbst, und daher oft zum Nachteil dieser ausschlagende Verbesserungen an, und so entstehen neue Formen, neue Weitläufigkeiten, oft neue einschränkende Anordnungen, aus welchen wiederum sehr natürlich eine neue Vermehrung der Geschäftsmänner erwächst. Daher nimmt in den meisten Staaten von Jahrzehnt zu Jahrzehnt das Personal der Staatsdiener und der Umfang der Registraturen zu, und die Freiheit der Untertanen ab. Bei einer solchen Verwaltung kommt freilich alles auf die genaueste Aufsicht, auf die pünktlichste und ehrlichste Besorgung an, da die Gelegenheiten, in beiden zu fehlen, soviel mehr sind. Daher sucht man, insofern nicht mit Unrecht, alles durch soviel Hände als möglich gehen zu lassen, und selbst die Möglichkeit von Irrtümern oder Unterschleifen zu entfernen. Dadurch aber werden die Geschäfte bei-

nah völlig mechanisch und die Menschen Maschinen; und die wahre Geschicklichkeit und Redlichkeit nehmen immer mit dem Zutrauen zugleich ab. Endlich werden, da die Beschäftigungen, von denen ich hier rede, eine große Wichtigkeit erhalten, und um konsequent zu sein, allerdings erhalten müssen, dadurch überhaupt die Gesichtspunkte des Wichtigen und Unwichtigen, Ehrenvollen und Verächtlichen, der letzten und der untergeordneten Endzwecke verrückt. Und da die Notwendigkeit von Beschäftigungen dieser Art auch wiederum durch manche leicht in die Augen fallende heilsame Folgen für ihre Nachteile entschädigt, so halte ich mich hierbei nicht länger auf und gehe nunmehr zu der letzten Betrachtung, zu welcher alles bisher Entwickelte, gleichsam als eine Vorbereitung, notwendig war, zu der Verrückung der Gesichtspunkte überhaupt über, welche eine positive Sorgfalt des Staats veranlaßt.

Die Menschen werden um der Sachen, die Kräfte um der Resultate willen vernachlässigt. Ein Staat gleicht nach diesem System mehr einer aufgehäuften Menge von leblosen und lebendigen Werkzeugen der Wirksamkeit und des Genusses, als einer Menge tätiger und genießender Kräfte. Bei der Vernachlässigung der Selbsttätigkeit der handelnden Wesen scheint nur auf Glückseligkeit und Genuß gearbeitet zu sein. Allein wenn, da über Glückseligkeit und Genuß nur die Empfindung des Genießenden richtig urteilt, die Berechnung auch richtig wäre, so wäre sie dennoch immer weit von der Würde der Menschheit entfernt. Denn woher käme es sonst, daß eben dies nur Ruhe abzweckende System auf den menschlich höchsten Genuß, gleichsam aus Besorgnis vor seinem Gegenteil, willig Verzicht tut? Der Mensch genießt am meisten in den Momenten, in welchen er sich in dem höchsten

Grade seiner Kraft und seiner Einheit fühlt. Freilich ist er auch dann dem höchsten Elend am nächsten. Denn auf den Moment der Spannung vermag nur eine gleiche Spannung zu folgen, und die Richtung zum Genuß oder zum Entbehren liegt in der Hand des unbesiegten Schicksals. Allein wenn das Gefühl des Höchsten im Menschen nur Glück zu heißen verdient, so gewinnt auch Schmerz und Leiden eine veränderte Gestalt. Der Mensch in seinem Innern wird der Sitz des Glücks und des Unglücks, und er wechselt ja nicht mit der wallenden Flut, die ihn trägt. Jenes System führt, meiner Empfindung nach, auf ein fruchtloses Streben, dem Schmerz zu entrinnen. Wer sich wahrhaft auf Genuß versteht, erduldet den Schmerz, der doch den Flüchtigen ereilt, und freut sich unaufhörlich am ruhigen Gange des Schicksals; und der Anblick der Größe fesselt ihn süß, es mag entstehen oder vernichtet werden.

Staat und Erziehung

Der Staat muß seine Universitäten weder als Gymnasien noch als Spezialschulen behandeln, und sich seiner Akademie nicht als einer technischen oder wissenschaftlichen Deputation bedienen. Er muß im ganzen von ihnen nichts fordern, was sich unmittelbar und geradezu auf ihn bezieht, sondern die innere Überzeugung hegen, daß, wenn sie ihren Endzweck erreichen, sie auch seine Zwecke und zwar von einem viel höheren Gesichtspunkte aus erfüllen, von einem, von dem sich viel mehr zusammenfassen läßt und ganz andere Kräfte und Hebel angebracht werden können, als er in Bewegung zu setzen vermag.

Auf der anderen Seite aber ist es hauptsächlich Pflicht des Staates, seine Schulen so anzuordnen, daß sie den höheren wissenschaftlichen Anstalten gehörig

in die Hände arbeiten. Dies beruht vorzüglich auf einer richtigen Einsicht ihres Verhältnisses zu denselben und der fruchtbar werdenden Überzeugung, daß nicht sie als Schulen berufen sind, schon den Unterricht der Universitäten zu antizipieren, noch die Universitäten ein bloßes, übrigens gleichartiges Komplement zu ihnen, nur eine höhere Schulklasse sind, sondern daß der Übertritt von der Schule zur Universität ein Abschnitt im jugendlichen Leben ist, auf den die Schule im Falle des Gelingens den Zögling so rein hinstellt, daß er physisch, sittlich und intellektuell der Freiheit und Selbsttätigkeit überlassen werden kann, und, vom Zwange entbunden, nicht zu Müßiggang oder zum praktischen Leben übergehen, sondern eine Sehnsucht in sich tragen wird, sich zur Wissenschaft zu erheben, die ihm bis dahin nur gleichsam von fern gezeigt war.

Ihr Weg, dahin zu gelangen, ist einfach und sicher. Sie muß nur auf harmonische Ausbildung *aller* Fähigkeiten in ihren Zöglingen sinnen; nur seine Kraft in einer möglichst geringen Anzahl von Gegenständen an so viel wie möglich allen Seiten üben, und alle Kenntnisse dem Gemüt nur so einpflanzen, daß das Verstehen, Wissen und geistige Schaffen nicht durch äußere Umstände, sondern durch seine innere Präzision, Harmonie und Schönheit Reiz gewinnt. Dazu und zur Vorübung des Kopfes zur reinen Wissenschaft muß vorzüglich die Mathematik und zwar von den ersten Übungen des Denkvermögens an gebraucht werden.

Ein so vorbereitetes Gemüt nun ergreift die Wissenschaft von selbst, da gleicher Fleiß und gleiches Talent bei anderer Vorbereitung sich entweder augenblicklich oder vor vollendeter Bildung in praktisches Treiben vergraben und sich dadurch auch für dieses

unbrauchbar machen, oder sich, ohne das höhere wissenschaftliche Streben, mit einzelnen Kenntnissen zerstreuen.

Begriff des wahren Beamten

Nichts ist so wichtig bei einem höheren Staatsbeamten, als welchen Begriff er eigentlich nach allen Richtungen hin von der Menschheit hat, worin er ihre Würde und ihr Ideal im ganzen setzt, mit welchem Grade intellektueller Klarheit er es sich denkt, mit welcher Wärme er empfindet; welche Ausdehnung er dem Begriff der Bildung gibt, was er darin für notwendig, was nur gewissermaßen für Luxus hält; wie er sich die Menschheit in concreto vorstellt, welchen Grad der Achtung oder Nichtachtung er für die niederen Volksklassen hegt, wie er bürgerlich gesinnt ist, den Menschen mit Gleichgültigkeit in der Staatsform untergehen, oder im Gegenteil diese sich in der Freiheit der Individuen auflösen sieht; ob er Erziehung und Religion eine positive, bildende Kraft zutraut, oder sie nur für Stoffe hält, an denen der Mensch immer weiter gelangt, weil er sich an ihnen versucht, wie sie auch behandelt werden mögen; wie es endlich mit seinem Glauben an, und seiner Lust zur Umbildung seiner Nation steht, ob er den Feuereifer des Reformators, oder nur den starken Willen treuer Pflichterfüllung nach strengen Grundsätzen, oder Lust am Experimentieren hat, bei dem am meisten nur der Experimentator selbst gewinnt; wie endlich alle diese Ansichten in ihm zusammenhängen, ob sie auseinander selbst entstanden oder zusammengerafft sind, als Maximen stehengeblieben, oder zu Prinzipien erhoben, auch außer der Anwendung klar gedacht, oder nur mit ihr zugleich angeschaut und empfunden? Dadurch bestimmt es sich, ob ein Mensch konsequent

oder inkonsequent, hoher oder gemeiner Natur, borniert oder liberal, einseitig oder vielseitig ist, und zuletzt, ob es ihm mehr auf den Gedanken oder mehr auf die Wirklichkeit ankommt, oder ob er, was die Ansicht des großen Staatsmannes ist, von der Überzeugung durchdrungen wird, daß das Ziel nur dann erreicht ist, wann der erstere der Stempel der letzteren geworden ist.

Individualität und politische Verfassung

Es wird viele gewundert haben, eine Nation für eine gute politische Verfassung zu edel genannt, und Individualität und Volksmäßigkeit gleichsam in unvereinbarem Widerstreit einander gegenübergestellt zu sehen. Nie aber war es die Absicht, damit zu sagen, daß das Individuum gewissermaßen nur vereinzelt groß werden könne. Eine Schrankenlosigkeit, welche die wohltätigen Bande der Bürgerliebe zerrisse, wäre verderblicher, als der gewaltsamste Druck; eine Nation, die gleichgültig bliebe bei dem Schicksale irgend eines, der ihre Muttersprache redet, für die der Name des Vaterlandes seine Bedeutung verloren hätte, die ihre Unabhängigkeit mit irgend einem Opfer zu teuer erkauft glaubte, und, wenn sie dieselbe verlöre, nicht ewig mit Unwillen gegen das fremde Joch anstrebte, eine solche Nation litte noch wenig, wenn sie bloß aufhörte, Nation zu sein; sie wäre aber auch unfähig, noch wahrhaft große einzelne Männer hervorzubringen. Denn überall geht in der physischen und moralischen Natur die einzelne Kraft nur aus der gesamten hervor. Niemand versuche es daher, den Menschen vom Bürger zu trennen; nur in der Art, wie beide im Individuum ineinander verschmolzen sind, kann ein Unterschied liegen, und hierbei kommt die politische Verfassung in Betrachtung.

Eine solche aber ließ sich bei den Alten auf eine dauerhafte Weise kaum anders als mit Vertilgung des Menschen im Bürger denken, da ihre Staaten nach innen und nach außen hin bei weitem mehr Gefahren entgegenzuarbeiten hatten, als die neueren. Auch war der Staat, in welchem, vom ersten Ursprunge an, der Mensch dem Bürger auf eine wundervolle Weise untergeordnet wurde, der römische, der einzige, welcher sich erhielt und zur Weltherrschaft aufschwang.

DIE GRIECHEN

Wesen des Griechentums

Die Begeisterung wird nur durch Begeisterung angezündet, und die Griechen üben nur dadurch eine so wunderbare Wirkung auf uns aus, daß jene sie durchglühende himmlische Sehnsucht sich lebendig in ihnen ausspricht. Sonst wäre auf keine Weise begreiflich, weder wie oft selbst unbedeutende Überreste von ihnen die Seele so tief erschüttern, noch wie mancherlei Widersprüche und Mängel, die wir in ihnen antreffen, nicht jenen Eindruck in uns stören sollten. Es ist lange ein Mißgriff gewesen, und ist es oft noch jetzt, ihre Werke, statt mit ihnen selbst, mit den Gattungen, zu welchen man sie in wissenschaftlicher Beziehung rechnen kann, zu vergleichen, statt aus ihnen nur rein und klar den großen und anmutigen Geist ihrer Urheber zu schöpfen, in denselben Regeln und Theorien suchen zu wollen. Solange eine Nation die altgriechischen Werke wie eine Literatur, wie in der Absicht, etwas Wissenschaftliches hervorzubringen, gemacht ansieht, wie man es mit der neueren, der römischen, ja der griechischen selbst seit Alexander kann, solange ist zwischen der echten Griechenheit und ihr eine eherne Mauer gezogen, und solange schweigen ihr Homer und Pindar und alle jene Heroen des griechischen Altertums.

Nur der Geist, nur die Gesinnung, nur die Ansicht der Menschheit, des Lebens und des Schicksals ist es, was uns anzieht und fesselt in den Überbleibseln jener Zeit, die das wundervolle Geheimnis besaß, zugleich das Leben in seiner ganzen Mannig-

faltigkeit aufzurollen, die Brust in ihren gewaltigsten Tiefen zu erschüttern und dann das Wogen der so aufgeregten Phantasie und Empfindung durch einen immer zugleich bewegenden und beruhigenden Rhythmus zu beherrschen. Man muß ihnen gewissermaßen schon ähnlich gestimmt sein, um sie zu verstehen, nicht bald ihre Tiefe zu übersehen, bald ihre Zartheit zu verkennen: aber es ist merkwürdig, daß diesem Verständnis nichts so nachteilig als einseitige Bildung, und nichts minder notwendig, als Kenntnis oder Gelehrsamkeit ist. Von den Römern z. B. ist es schwer zu glauben, daß sie in den Geist der Griechen je nur einigermaßen tief eingedrungen wären. Von Cicero, Horaz, Virgil, dem Augustischen und den folgenden Zeitaltern ließe sich das Gegenteil sogar durch einzelne Tatsachen beweisen, und wenn vielleicht in irgend einer Periode die Römer die Griechen einfacher und natürlicher faßten, war es in der des Ennius, Plautus und Terenz. Sogar in den neueren Nationen ist es noch sichtbar, daß von den früher und vorzugsweise mit den lateinischen Schriftstellern vertrauten die griechischen leicht halb oder unrichtig verstanden werden. Den Deutschen kann dagegen niemand absprechen, sie treu und wahr zu erkennen, und doch waren die Römer selbst Abkömmlinge der Griechen, lebten zu gleicher Zeit mit ihnen, und besaßen eine Sprache, die gewissermaßen für einen Dialekt der griechischen gelten kann, da wir mehr als zweitausend Jahre von ihren schönsten Zeiten entfernt sind, und eine Sprache reden, die nur vielleicht, als später gebildete und minder begünstigte Schwester, sich einer gleichen Abkunft mit der ihrigen rühmen kann. Eine so wunderbare Verschiedenheit in den Bildungsschicksalen der Nationen verdiente eine genauere Beleuchtung und eine erschöpfende Aufsuchung ihrer Ursachen,

wenn diese hier nicht zu weit vom Ziel abführen würden.

Wenn der Mensch den Menschen interessiert, so ist es nicht sein körperliches Genießen und Leiden, sein äußerliches Tun und Treiben, welche die Teilnahme des Höchsten in unserem Gemüte an sich reißen, sondern die allgemeine Menschennatur in ihm, das Weben ihrer Kraft im Handeln und Leiden. Wenn die Geschichte für uns Reiz hat, verlangen wir nicht gerade zu wissen, wie dieser oder jener Menschenhaufe drängte oder gedrängt wurde, siegte oder unterlag, sondern wir wollen, wie in einem großen Bilde, und gleichsam dem Vermögen unserer bloß nachsinnenden Vernunft, in der Erfahrung schauen, was das Schicksal über den Menschen, und noch mehr, was er über das Schicksal vermag. Nichts ist ermüdender, als die Mannigfaltigkeit der Wirklichkeit, die zahllose Menge ihrer Zufälligkeiten, wenn nicht aus ihr am Ende eine Idee hervorstrahlt, allein selbst ihre größeste Anzahl scheint uns gering, wenn der Geist, vom Gegenstande geleitet, den Weg zu dieser entdeckt hat. Denn die Einfachheit der Idee läßt sich, ähnlich einem vielseitig geschliffenen Spiegel, einmal nur in der Vielfachheit der Erscheinungen erkennen. Wo also ein Mensch, eine menschliche Handlung oder ein menschliches Ereignis die ihnen entsprechende Idee am sichtbarsten, wie nur in leichter Hülle verschlossen, mit sich herumtragen, da ergreifen sie am lebendigsten das Gemüt und wirken am wohltätigsten auf dasselbe.

Vorzug der Griechen

Der Prüfstein der neueren Nationen ist ihr Gefühl des Altertums, und je mehr sie in diesem Griechen und Römer gleich, oder gar in umgekehr-

tem Verhältnis schätzen, desto mehr verfehlen sie auch ihr eigentümliches, ihnen besonders gestecktes Ziel. Denn insofern antik idealisch heißt, nehmen die Römer nur in dem Maße daran teil, als es unmöglich ist, sie von den Griechen zu sondern.

Nichts würde so zweckwidrig sein, als eine historische Arbeit von einer Ansicht zu beginnen, die mehr aus vielleicht verzeihlichem, aber immer übel verstandenem Enthusiasmus, als aus ruhiger Betrachtung entspränge. Diese Bemerkung konnten wir hier nicht übergehen, da hier gerade am meisten die Einwendung zu besorgen steht, daß das soeben von den Griechen Behauptete übertrieben und parteiisch sei.

Und gewiß wäre es beides, wenn unsere Meinung dahin ginge, die Alten in der Tat für ein höheres, edleres Menschengeschlecht, als uns, für ein solches gelten zu lassen, als einige, mehr bemüht, die Weltgeschichte zu erklären, als zu erforschen, in den ersten Bewohnern unseres Erdballs anzunehmen für nötig gefunden haben. Nicht sie selbst waren gleichsam überirdische Wesen, nur ihr Zeitalter war so glücklich, daß es jede schönere Eigentümlichkeit, die sie besaßen, voll und bestimmt aussprach; nicht in dem, was die Menschheit an sich, einzeln und zerstreut, und nach und nach, und vor dem Gedanken werden kann, stehen sie als unerreichte Muster da, sondern nur in dem, wie sie sich zeigen kann als lebendige und individuelle Erscheinung.

Denn wenn wir kurz zusammenfassen sollen, welcher eigentümliche Vorzug, unserer Meinung nach, die Griechen vor allen anderen auszeichnet, so ist es der, daß sie, wie von einem herrschenden Triebe, von dem Drange beseelt schienen, das höchste Leben, als Nation, darzustellen, und diese Aufgabe auf der

schmalen Grenzlinie auffaßten, unter welcher die Lösung minder gelungen und über welcher sie minder möglich gewesen sein würde. Außer der sinnlichen Lebendigkeit aller Kräfte und Begierden, außer dem schönen Hange, das Irdische immer mit dem Göttlichen zu vermählen, hatte ihr Charakter also auch noch in seiner Form das Eigentümliche, daß nichts in ihm lag, das sich nicht rein und glücklich aussprach, und alles, was sich äußerlich in ihm darstellte, seinen inneren Gehalt mit klaren und bestimmten Umrissen umschrieb.

Wir bleiben einen Augenblick bei diesem letzteren stehen. Dadurch, daß das charakteristische Merkmal der Griechen noch mehr in der Darstellung dessen, was sie waren, als in diesem selbst, oder doch nur dadurch in ihm liegt, verdienen sie schlechtweg das Ideal zu heißen, weil auch der Begriff des Ideals es notwendig mit sich bringt, daß sich die Idee der Möglichkeit ihres Erscheinens unterwerfe; und eben dadurch ist der vorherrschende Zug in ihrem Geist, ja der, welchen man immer wählen würde, wenn man nur einen einzigen anzuführen hätte, Achtung und Freude an Ebenmaß und Gleichgewicht, auch das Edelste und Erhabenste nur da aufnehmen zu wollen, wo es mit einem Ganzen zusammenstimmt. Das Mißverhältnis zwischen innerem und äußerem Dasein, das die Neueren so oft quält, indem es auf der anderen Seite eine fruchtbare Quelle erschütternder oder hinreißender Gefühle für sie wird, war den Griechen schlechterdings fremd: sie kannten nicht das Umtreiben in Gedanken und Empfindungen, hinter denen jeder Ausdruck zurückbleibt, und was sich nicht freiwillig und natürlich in das zwiefache Reich des Lebens und der Dichtung stellte, gehörte nicht in ihren reinen, sonnigen Horizont. Die Nemesis war eine

echt griechische Gottheit, und obgleich ihr ursprünglicher Begriff allen Zeiten und Nationen gemeinschaftlich ist, so wurde er nirgends so zart, vielfach und dichterisch ausgearbeitet, als in Hellas. Dieser Widerwille gegen das Unverhältnismäßige entsprang aber bei den Griechen nicht eigentlich aus einem oft nur von Schwäche und Verweichlichung zeugenden Abscheu vor dem übermäßig Hervorragenden oder dem sich von der gewöhnlichen Natur Entfernenden, sondern unmittelbar aus dem Bedürfnis, überall auf das höchste Leben zu dringen, das nur aus der Übereinstimmung quillt, die nichts ausschließt, und aus dem tiefen Gefühl der Natur, die durchgängiger Organismus ist. So stützen sie die beiden Elemente jedes wahrhaft guten Geschmackes gegenseitig eins auf das andere, da der Geschmack immer einseitig und verderblich bleibt, wenn ihn das Übermaß und die Kraft, absolut und für sich allein genommen, zurückstößt oder anzieht.

Die Melancholie im Griechentum

In der Idee des Schicksals wurde frei und ohne Rückhalt das Wunder angenommen, durch welches ewig fort die Welt dauert und wirkt, und mit Mut der Gedanke umfaßt, daß das menschliche Dasein ein hinfälliges, schattenähnliches und jammervolles, aber mit großen und reichen Freuden durchsätes ist, und durch die Erhabenheit eben dieser Idee löste sich die Unruhe und der Schmerz, den diese Betrachtung erwecken mußte, in milde Wehmut auf. Kein Volk hat das Gefühl der Melancholie so zu steigern gewußt, als die Griechen, weil sie in der lebendigsten Schilderung des Wehs dem üppigsten Genuß sein Recht nicht versagen und dem Schmerz selbst Heiterkeit und Größe zu erhalten verstehen. Um hier-

mit durchaus einverstanden zu werden, erinnere man sich nur, ein wieviel besserer Trostgrund das Homerische: auch Herakles entfloh nicht dem Tode! als die unsrigen sind, die, dem Schmerze zum Hohne, jedes Unglück in ein Gut verwandeln; und wie lebendig selbst in den wehmütigsten tragischen Chören doch die Lust zu Licht und Luft und Leben ausgesprochen ist, und berichtige die Ideen über Glück und Unglück, Heiterkeit und Melancholie. Wenn man die letztere mehr in den Neueren findet, so verwechselt man das Physische, Unidealische mit dem Stärkeren und Höheren.

Auch ist es nicht richtig (und dies verdient hier vor allem Beherzigung), daß der Mensch nur immer nach Genuß und Glückseligkeit jagt. Sein wahrer Instinkt, seine tiefe, innere Leidenschaft ist, seine Bestimmung, und sei es auch eine unglückliche, zu erfüllen, wie die Raupe sich einspinnt und andere Tiere auf andere Weise ihrem Tode entgegeneilen. Es gibt kein höheres, tätig und leidend starkes und mit edler Scheu vor einer übersinnlichen, alles beherrschenden Macht ergebenes Gefühl, als das, in dem Hector ausruft: denn es kommt einst der Tag, an dem die heilige Ilios sinkt! und doch keinen Augenblick vom mutvollsten Kampfe abläßt.

Geist und Körper bei den Griechen

Der Wert, den die Griechen auf einen frei ausgebildeten Körper legten, zeichnet sie vor allen Nationen aus. Es liegt darin der feine und tiefe Sinn, daß das Geistige nicht von dem Körperlichen getrennt werden, sondern sich in ihm aussprechen muß, und daß der freie Mensch nicht sich der Beschäftigung, sondern diese sich unterzuordnen bestimmt ist, und diese Sorgfalt, diese Ansicht, körper-

liche Stärke und Behendigkeit zu ehren, wurde durch zwei Dinge bis in die spätesten Zeiten unterhalten, durch das Andenken an die vaterländischen Heroen und durch den Ruhm der Sieger in den öffentlichen Spielen.

Diese Sitte, den olympischen Kranz höher zu achten, als den ernsthaftesten Sieg und das nützlichste Bestreben, dies Schattenbild des Ruhms bloß aus dem Alter der Spiele der Ehrwürdigkeit ihres Stifters, den damit verknüpften Feierlichkeiten, dem Zusammenströmen aller griechischen Völker, dem lauten Beifall der sich untereinander entzündenden Menge zusammenzusetzen, zeugt lebendiger, als sonst irgend etwas, für die sinnlich idealische Natur der Griechen, sowie für ihre schlichte Einfachheit, daß der älteste und einfachste Kampf, der Lauf zu Fuß, immer bis zu den spätesten Zeiten so sehr der geehrteste blieb, daß jede Olympiade nach dem Sieger in ihm den Namen trug, und nie von dieser Stelle durch die Pracht und den Reichtum der Viergespanne verdrängt wurde.

Wir und die Alten

Die griechische Vorwelt dient uns zu einem Ideal. Die Neueren bekommen durch den Einfluß der Alten einen wichtigen und eigentümlichen Charakterzug mehr; sie sehen in ihnen ein Zeitalter vor sich, dem sie an Fortschritten in allen Fächern der Erkenntnis, an Gründlichkeit und Tiefe des philosophischen Forschungsgeistes, an erfindungsreicher Gewandtheit und Klugheit in allen Geschäften, mit einem Wort an vollendeter Reife, und in der Erwerbung und dem Besitz aller Güter und einzelnen Fähigkeiten, die das Leben reizend und anziehend machen, bei weitem überlegen sind, dem sie aber auf der an-

deren Seite an Feinheit und Richtigkeit des Sinns, an Stärke und Feuer der Einbildungskraft, an Beweglichkeit und Lebhaftigkeit der Empfindung, an fruchtbarem Genie zur bildenden Kunst und zur Dichtung, an edler Freiheit der Gesinnungen, an schöner Einheit des Gemüts, kurz an einfacher Weisheit das Leben unmittelbar zu benutzen und zu genießen so weit nachstehen, daß sie dadurch, da sie einmal auch diese Ansprüche nicht aufgeben können, zu einem unaufhörlichen Wettstreit aufgefordert werden. Dasjenige, was in beiden sich so mächtig entgegensetzt, ist so tief in der menschlichen Natur gegründet, daß es jeder, sobald er einen gewissen Grad der Ausbildung erreicht, auch in sich allein empfindet, es ist die Natur und die Freiheit selbst, die unmittelbare Nachahmung und die Anhänglichkeit an die erstere, und das Streben der letzteren, eigene und vielfache Wege zu gehen. Die Empfindungen, mit welchen wir auf die Alten zurücksehen, sind denjenigen ähnlich, welche der Anblick der schönen Natur überhaupt, die Betrachtung des einfachen, zarten und vielumfassenden Charakters des anderen Geschlechts, oder der aufblühenden Jugend in uns erweckt. Es ist eine vollendete Form, die sich uns zur Nachbildung darbietet, und wir empfinden es lebhaft, daß der Wert alles Gehalts, den wir zu erwerben oder besitzen vermöchten, nur auf der Möglichkeit beruht, ihn zu einer ähnlichen zu vereinen. Aber weder die Schönheit, noch die Wichtigkeit einer solchen Form fällt eher hinlänglich in die Augen, ehe nicht zugleich auch dasjenige vorhanden ist, was ihr gegenübersteht, ein großer und mannigfaltiger Gehalt, und gerade darin, daß unser Zeitalter mit dem Besitze von diesem einen lebhaften Sinn für jene verbindet, besteht sein unleugbarer Vorzug. Daher war es auch nur ihm

vorbehalten, die griechischen und römischen Muster zweckmäßig zu studieren und wahrhaft zu benutzen. In den ersten Zeiten nach der Wiederherstellung der Wissenschaften, wo man noch so wenig vorgearbeitet fand und Dürftigkeit an Materialen mit Mangel an Sinn für ein schönes und vollkommenes Ganze zusammentraf, griff man begierig nach den Werken der Alten, um aus ihnen Belehrungen über einzelne Gegenstände zu schöpfen. Späterhin hat man glücklicherweise diese undankbare Bahn verlassen, man hat gefühlt, daß die Alten nicht eigentlich bestimmt sind, belehrend, sondern begeisternd zu wirken; daß man in ihnen wenigstens nie hauptsächlich nach Aufklärungen über einzelne Teile der Wissenschaften, wohl aber nach Maximen für das Leben, nach Beispielen für die Gesinnung, nach Mustern für den Geschmack, nach stärkenden und erhebenden Bildern für die Phantasie zu suchen hat, und daß man ihre wissenschaftlichen Fortschritte, ihre Sprache, ihre Verfassungen und Sitten nicht gerade um dieser einzelnen Gegenstände selbst, sondern um des Charakters der Menschen willen, denen sie angehörten, studieren muß. Erst der letzteren Hälfte unseres Jahrhunderts sind diese Richtungen eigen, und also erst seitdem die Philologie diesen ihren höchsten Gesichtspunkt zu kennen angefangen hat, wirkt das Studium der Griechen und Römer reiner und zweckmäßiger, die übermäßige Bewunderung verschwindet ebenso, als die törichte Geringschätzung, man fängt an, auch in anderer, als bloß künstlerischer Hinsicht, ein griechisches Ideal zu fixieren, und dies läßt man in vollem Maß, aber auch nicht weiter als in dem Kreise gelten, in welchem die Alten überhaupt als Muster dienen können, und den man immer genauer zu bestimmen bemüht ist.

Die griechische Kalokagathie

Wenn nun irgend eine Vorstellung menschlicher Vollkommenheit Vielseitigkeit und Einheit hervorzubringen imstande ist, so muß dies diejenige sein, die von dem Begriff der Schönheit und der Vorstellung der sinnlichen ausgeht. Dieser Vorstellungsart zufolge darf es dem moralischen Menschen ebensowenig am richtigen Ebenmaße der einzelnen Charakterseiten mangeln, als einem schönen Gemälde oder einer schönen Statue an dem Ebenmaße ihrer Glieder; und wer, wie der Grieche, mit Schönheit der Formen genährt, und so enthusiastisch, wie er, für Schönheit und vorzüglich auch für sinnliche gestimmt ist, der muß endlich gegen die moralische Disproportion ein gleich feines Gefühl besitzen, als gegen die physische. Aus allem Gesagten ist also eine große Tendenz der Griechen, den Menschen in der möglichsten Vielseitigkeit und Einheit auszubilden, unleugbar.

Bemerken muß ich hier — und zwar gerade hier, weil hier am leichtesten der Einwurf entstehen kann, dem die Bemerkung begegnen soll — daß, was hier von dem Charakter der Griechen gesagt ist, zwar unmöglich von einer ganzen Nation in allen ihren einzelnen Individuen buchstäblich wahr sein kann. Gewiß ist es aber doch, daß es einzelne Individuen der beschriebenen Stimmung wirklich gab, daß diese nicht allein häufiger als anderswo existierten, sondern daß auch gleichsam Nuancen dieser Stimmung in der ganzen Nation verstreut waren, und daß die Schriftsteller, vorzüglich die Dichter und Philosophen — gleichsam der Abdruck des Geistes des edelsten Teils der Nation — auf solche Charaktere vorzüglich führen; und mehr ist nicht notwendig, um die Erreichung des Zwecks möglich zu machen, zu welchem hier das Studium der Alten empfohlen wird.

Diese Sorgfalt für die Ausbildung und diese Art der Ausbildung des Menschen zu befördern, trugen noch andere, in der äußeren Lage der Griechen gegründete Umstände bei. Zu diesen rechne ich vorzüglich folgende: 1. *Die Sklaverei.* Diese überhob den Freien eines großen Teils der Arbeiten, deren Gelingen einseitige Übung des Körpers und des Geistes — mechanische Fertigkeiten — erfordert. Er hatte nun Muße, seine Zeit zur Ausbildung seines Körpers durch Gymnastik, seines Geistes durch Künste und Wissenschaften, seines Charakters überhaupt durch tätigen Anteil an der Staatsverfassung, Umgang und eigenes Nachdenken zu bilden. — Dann erhob auch den Freien die Vorstellung seiner Vorzüge vor dem Sklaven, die er nicht bloß dem Glück zu danken glaubte, sondern auf die er durch persönliche Erhabenheit und — bei der, freilich durch ihren Stand entsprungenen Herabwürdigung der Sklaven — mit Recht Anspruch machte; die er auch zum Teil wie bei der Verteidigung des Vaterlandes, mit Gefahren und Beschwerden erkaufte, die der Sklave nicht mit ihm teilte. — Hieraus zusammengenommen bildete sich die Liberalität, die sich bei keinem Volke wieder in dem hohen Grade findet, d. i. diese Herrschaft edler, großer, eines Freien wahrhaft würdiger Gesinnungen in der Seele, und dieser lebendige Ausdruck derselben in der Sittlichkeit der Bildung und der Grazie der Bewegungen des Körpers.

Über das Studium des Altertums und des griechischen insbesondere

1.

Die Regierungsverfassung und politische Einrichtung überhaupt. Die einzige eigentlich gesetzmäßige Ver-

fassung in Griechenland war die republikanische, an welcher jeder Bürger mehr oder minder Anteil nehmen konnte. Wer also etwas durchzusetzen wünschte, mußte, da ihm Gewalt fehlte, Überredung gebrauchen. Er konnte also Studium der Menschen und Fähigkeit, sich ihnen anzupassen, Gewandtheit des Charakters, nicht entbehren. Aber das oft überfein ausgebildete Volk verlangte noch mehr. Es gab nicht bloß der Stärke oder der Natur der Gründe nach, es sah auch auf die Form, die Beredsamkeit, das Organ, den körperlichen Anstand. Es blieb also beinah keine Seite übrig, welche der Staatsmann ungestraft vernachlässigen durfte. Dann erforderte die Staatsverwaltung noch nicht abgesonderte weitläufige Fächer von Kenntnissen, noch Talente dieser Art. Die einzelnen Teile derselben waren noch nicht so getrennt, daß man sich ausschließend für sein Leben nur einem gewidmet hätte. Dieselben Eigenschaften, die den Griechen zum großen Menschen machten, machten ihn auch zum großen Staatsmann. So fuhr er, indem er an den Geschäften des Staats teilnahm, nur fort, sich selbst höher und vielseitiger auszubilden.

Die Religion. Sie war ganz sinnlich, beförderte alle Künste und erhob sie durch ihre genaue Verbindung mit der Staatsverfassung zu einer bei weitem höheren Würde und größeren Unentbehrlichkeit. Dadurch nährte sie nicht allein das Schönheitsgefühl, von dem ich oben sprach, sondern machte es auch, da an ihren, immer von den Künsten begleiteten Zeremonien das ganze Volk teilnahm, allgemeiner. Indem nun, wie ich vorhin zu zeigen versucht, dies Schönheitsgefühl die richtige und gleichmäßige Ausbildung des Menschen beförderte, trug sie mittelbar hierzu ganz vorzüglich bei.

Der Nationalstolz. Wie der Grieche überhaupt

einen hohen Grad von Lebhaftigkeit und Reizbarkeit besaß, so drückte sich diese vorzüglich stark in dem Gefühl für Ehre und Nachruhm aus, und bei der engen Verbindung des Bürgers mit dem Staat in Gefühl für Ehre der Nation. Da nun der Wert der Nation auf dem Werte ihrer Bürger beruhte und von diesem vorzüglich ihre Siege im Kriege und ihre Blüte im Frieden abhing, so verdoppelte dieser Nationalstolz die Aufmerksamkeit auf die Ausbildung des persönlichen Wertes. — Dann eignete sich der Ruhm der Nation jedes Verdienst oder Talent eines einzelnen ihrer Mitbürger zu. Die Nation nahm also jedes in Schutz, und hieraus entstand ein neuer Grund der Achtung für Künste und Wissenschaften.

Die Trennung Griechenlands in mehrere kleine Staaten. Wenn ein Staat allein und für sich existiert, so nimmt die Ausbildung seiner Kräfte den Weg, den eine einzelne Kraft nehmen muß. Sie erhöht sich in sich, und wenn sie ein gewisses Maß erreicht hat, artet sie in etwas anderes aus. Ihre Ausartungen sind aber immer in ihr allein motiviert, und damit ist allemal Einseitigkeit, nur mehr oder minder, verbunden. In Griechenland aber machte die gegenseitige Gemeinschaft der verschiedenen Nationen, die fast alle auf verschiedenen Graden der Kultur standen und eine sehr verschiedene Art der Ausbildung besaßen, daß sich von einer Nation auf die andere manches übertrug, und wenn auch, bei der Einrichtung der alten Nationen, das Fremde nur schwer bei ihnen Eingang finden konnte, so ging doch immer mehr über, als wenn jede abgesondert existiert hätte. Dies geschah aber um so mehr, als doch alle immer Griechen, und also in der ursprünglichen Anlage der Charaktere einander gleich waren, so daß dadurch Übergänge der Sitten von der einen zur anderen er-

leichtert wurden. — Ja wenn auch diese nicht stattfanden, machte dennoch das bloße Nebeneinanderexisteren und die gegenseitige Eifersucht, daß die eine Vorzüge nicht vernachlässigen durfte, durch welche die andere überlegen werden konnte, und aufs mindeste setzte diese Eifersucht die Kräfte einer jeden in tätigere Bewegung.

Viele zusammenkommende Ursachen brachten zwar bei den Alten sehr entschiedene Nationalcharaktere und daher weniger Diversität in dem Charakter und der Ausbildung der einzelnen Bürger hervor, und so herrschte unter diesen von dieser Seite eine verhältnismäßig geringere Mannigfaltigkeit, als unter den neueren. Allein auf der anderen Seite machten doch auch hiervon die mehr wissenschaftlich gebildeten Nationen eine beträchtliche Ausnahme, und außerdem kamen zwei Umstände zusammen, jene Mannigfaltigkeit wieder, und vielleicht um mehr zu befördern, als sie von jener Seite her litt.

1. Die Phantasie des Griechen war so reizbar von außen, und er selbst in sich so beweglich, daß er nicht bloß für jeden Eindruck in hohem Grade empfänglich war, sondern auch jedem einen großen Einfluß auf seine Bildung erlaubte, durch den wenigstens die ihm an sich eigentümliche eine veränderte Gestalt annahm.

2. Die Religion übte schlechterdings keine Herrschaft über den Glauben und die Gesinnungen aus, sondern schränkte sich auf Zeremonien ein, die jeder Bürger zugleich immer von der politischen Seite betrachtete; *und ebensowenig legten die Ideen von Moralität dem Geiste Fesseln an*, da dieselbe nicht auf einzelne Tugenden und Laster, nach dem Maße einer einseitig abgewägten Nützlichkeit oder Schädlichkeit beschränkt war, sondern vielmehr überhaupt nach Ideen der Schönheit und Liberalität bestimmt wurde.

Ein den griechischen Charakter vorzüglich auszeichnender Zug ist, wie oben bemerkt worden, ein ungewöhnlicher Grad der Ausbildung des Gefühls und der Phantasie in einer noch sehr frühen Periode der Kultur, und ein treueres Bewahren der kindlichen Einfachheit und Naivität in einer schon ziemlich späten. Es zeigt sich daher in dem griechischen Charakter meistenteils der ursprüngliche Charakter der Menschheit überhaupt, nur mit einem so hohen Grade der Verfeinerung versetzt, als vielleicht nur immer möglich sein mag; und vorzüglich ist der Mensch, welchen die griechischen Schriftsteller darstellen, aus lauter höchst einfachen, großen und — wenigstens aus gewissen Gesichtspunkten betrachtet — immer schönen Zügen zusammengesetzt. Das Studium eines solchen Charakters muß in jeder Lage und jedem Zeitalter allgemein heilsam auf die menschliche Bildung wirken, da derselbe gleichsam die Grundlage des menschlichen Charakters überhaupt ausmacht. Vorzüglich aber muß es in einem Zeitalter, wo durch unzählige vereinte Umstände die Aufmerksamkeit mehr auf Sachen, als auf Menschen, und mehr auf Massen von Menschen, als auf Individuen, mehr auf äußeren Wert und Nutzen, als auf innere Schönheit und Genuß gerichtet ist, und wo hohe und mannigfaltige Kultur sehr weit von der ersten Einfachheit abgeführt hat, heilsam sein, auf Nationen zurückzublicken, bei welchen dies alles beinah gerade umgekehrt war.

Ein zweiter vorzüglich charakteristischer Zug der Griechen ist die hohe Ausbildung des Schönheitsgefühls und des Geschmacks und vorzüglich die allgemeine Ausbreitung dieses Gefühls unter der ganzen Nation, wovon sich Beispiele in Menge aufzählen lassen. Nun aber ist keine Art der Ausbildung in allen Zeiten und

Erdstrichen so unentbehrlich, als gerade diese, die das ganze Wesen des Menschen, wie es an sich beschaffen sein möge, erst gleichsam in Eins vereint, und ihm die wahre Politur und den wahren Adel erteilt; und nun ist auch gerade keine jetzt und bei uns so notwendig, als diese, da es bei uns so eine Menge von Tendenzen gibt, die geradezu von allem Geschmack und Schönheitsgefühl entfernen müssen.

So ist die Stimmung des Charakters der Griechen nach allen oben aufgezählten Momenten überaus vorteilhaft für das Studium des Menschen überhaupt an derselben, als einem einzelnen Beispiele. Aber dies Studium ist auch bei ihnen vorzüglich *möglich* aus folgenden zwei Umständen: 1. hat sich eine überaus beträchtliche Menge von Denkmälern der griechischen Welt erhalten, vorzüglich eine Menge literarischer, welche in jeder Rücksicht zu dem gegenwärtigen Zwecke die wichtigsten sind; 2. erfordert das Studium einer Nation, und vorzüglich aus ihren Denkmälern, ohne lebendiges Anschauen, wenn es irgend gelingen soll, sowohl an sich einen entschiedenen Nationalcharakter, als auch überhaupt abgeschnittene, mit denen des Studierenden kontrastierende Züge. Nun aber geht die Bildung des Menschen in Massen immer der Bildung der Individuen voraus, und darum und aus anderen hinzukommenden Ursachen haben alle anfangenden Nationen sehr entschiedene und abgeschnittene Nationalcharaktere. Bei den Griechen aber vereinigen sich, dies zu befördern, noch andere, ihnen eigentümliche Umstände.

Gibt man zu, daß man in der Tat zu dem hier ins Licht gestellten Endzweck des Studiums einer Nation vorzugsweise bedarf, so läßt sich nun auch bald entscheiden: *ob leicht eine andere an die Stelle der griechischen treten könne?* Es müßten nämlich von einer

solchen alle hier aufgestellten Gründe und zwar, welches wohl zu bemerken ist, zusammengenommen gelten, oder die mangelnden durch andere gleich wichtige ersetzt werden. Die stärksten unter denselben aber beruhten alle mittelbar und unmittelbar darauf, daß die Griechen, wenigstens für uns, eine anfangende Nation sind. Dies Erfordernis wird also auch unumgänglich und unerläßlich sein. Ob sich nun in irgend einem noch unentdeckten Erdstrich eine solche Nation zeigen wird, welche mit dieser Eigentümlichkeit die übrigen, oder ähnliche, oder höhere Vorzüge, als die griechische, verbände, oder ob genauere Bekanntschaft mit den Chinesen und Indianern diese als solche Nationen zeigen wird? ist im voraus zu entscheiden nicht möglich. Daß aber weder die römische, noch gar eine neuere Nation an ihre Stelle treten könne, bewirkt schon der einzige Umstand, daß diese alle aus den Griechen mittelbar oder unmittelbar schöpften; und von den übrigen, mit den Griechen gleich alten Nationen haben wir zu wenig Denkmäler übrig. Meines Erachtens werden also die Griechen immer in dieser Rücksicht einzig bleiben; nur daß dies nicht gerade ein ihnen eigener Vorzug, sondern mehr eine Zufälligkeit ihrer und unserer relativen Lage ist.

Wenn das Studium der Griechen in der Absicht unternommen wird, die ich hier dargestellt habe, so erfordert es natürlich seine eigenen allgemeinen und besonderen Vorschriften. Die allgemeinsten und hauptsächlichsten möchten etwa folgende sein:

1. Der Nutzen eines solchen Studiums kann nie durch eine, auch von dem gelehrtesten Manne und dem größesten Kopfe entworfene Schilderung der Griechen erreicht werden. Denn einmal wird dieselbe immer, wenn sie völlig treu sein soll, nicht in-

dividuell genug sein können, und wenn sie völlig individuell sein soll, wird es ihr an Treue mangeln müssen; und zweitens besteht auch der größeste Nutzen eines solchen Studiums nicht gerade in dem Anschauen eines solchen Charakters, als der griechische war, sondern in dem eigenen Aufsuchen desselben. Denn durch dieses wird der Aufsuchende selbst auf eine ähnliche Weise gestimmt; griechischer Geist geht in ihn über, und bringt durch die Art, wie er sich mit seinem eigenen vermischt, schöne Gestalten hervor. *Es bleibt daher nichts als eigenes Studium übrig, in unaufhörlicher Rücksicht auf diesen Zweck unternommen;*

2. muß das Studium der Griechen selbst nach einer gewissen systematischen und auf diesen Endzweck bezogenen Ordnung vorgenommen werden. Denn wenngleich alle Schriftsteller in Rücksicht auf diesen Zweck wichtig sind, so hält man sich doch billig fürs erste allein an die reichsten und wählt in diesen eine feste Ordnung, die aber hier schwer zu finden ist, da, wenn man auf die Materien sehen will, man hier eigentlich nicht die Gattung der Schriftsteller, sondern der Sachen, die sie behandeln, betrachten müßte, und wenn man der Zeit folgen will, es schwer ist, nur zu bestimmen, ob man auf die Periode des Lebens des Schriftstellers, oder auf die der von ihm behandelten Gegenstände, oder auf beides gewissermaßen zugleich sehen solle?

3. muß man am längsten nicht allein bei den Perioden verweilen, in welchen die Griechen am schönsten und gebildetsten waren, sondern auch gerade im Gegenteil ganz vorzüglich bei den ersten und frühesten. Denn in diesen liegen eigentlich die Keime des wahren griechischen Charakters; und es ist leichter und interessanter in der Folge zu sehen, wie er nach und nach sich verändert und endlich ausartet. —

Auch passen mehrere der im vorigen ausgeführten Gründe ganz vorzüglich nur auf diese früheren Perioden.

Die Hilfsmittel zu diesem Studium und insbesondere in der hier entwickelten Absicht sind vorzüglich folgende:

1. unmittelbare Bearbeitung der Quellen selbst durch Kritik und Interpretation. Diese verdient natürlich die erste Stelle;

2. Schilderung des Zustandes der Griechen, *griechische Antiquitäten im weitesten Sinne des Wortes,* welchem der hier aufgestellte Endzweck die höchste Ausdehnung gibt. Diese Hilfsarbeit ist notwendig teils zum Verständnis der einzelnen, teils zur allgemeinen Übersicht und zur Einleitung in das gesamte Studium überhaupt. Jeder Schriftsteller behandelt nur einen einzelnen Gegenstand, und man ist das einzelne nicht imstande, in seiner ganzen Anschaulichkeit aufzufassen, ohne von der Lage überhaupt gehörig unterrichtet zu sein;

3. Übersetzungen. Diese können in Absicht des übersetzten Schriftstellers einen dreifachen Nutzen haben: 1. ihn denjenigen kennen zu lehren, die sein Original nicht selbst zu lesen imstande sind; 2. für denjenigen, der das Original selbst liest, zum Verständnis desselben dienen; 3. denjenigen, der das Original zu lesen im Begriff ist, vorläufig mit ihm bekannt zu machen, ihn in seine Manier, seinen Geist einzuweihen. Bestimmt man die Wichtigkeit dieses verschiedenen Nutzens nach dem hier genommenen Gesichtspunkt, so ist der erste der kleinste und geringfügigste; der zweite wichtiger, aber immer klein, da gerade hierzu Übersetzungen die schlechteren Hilfsmittel sind; der drittens aber der wichtigste, da durch ihn die Übersetzung zum Lesen des Originals reizt, und bei dem Leser selbst auf eine höhere Art unter-

stützt, indem sie nicht einzelne Stellen verständigt, sondern den Geist des Lesers gleichsam zum Geist des Schriftstellers stimmt, auch der letztere noch klarer erscheint, wenn man ihn in dem zwiefachen Medium zwei verschiedener Sprachen erblickt. Die Erreichung dieses letzten Nutzens muß allein auf die Schätzung des Originals führen, und so ist der höchste Nutzen einer Übersetzung derjenige, welcher sie selbst zerstört. Die Haupterfordernisse einer Übersetzung wechseln nun nach diesem dreifachen Zwecke. Zu dem ersten wird Anpassung des übersetzten alten Schriftstellers auf den modernen Leser, also oft absichtliche Abweichung von der Treue erfordert; zu dem zweiten Treue der Worte und des Buchstabens; zu dem dritten Treue des Geistes, wenn ich so sagen darf, und des Gewandes, worin er gekleidet ist, wobei also vorzüglich viel auf die Nachahmung der Diktion bei Prosaikern und des Rhythmus und des Versbaues bei Dichtern ankommt.

Um den im vorigen dargestellten *Nutzen* in seiner ganzen Größe hervorzubringen, erfordert das Studium des Altertums die größeste, ausgebreitetste und genaueste Gelehrsamkeit, die sich natürlich nur bei sehr wenigen finden kann. Allein der Nutzen ist immer, wenngleich in geringeren Graden, auch da vorhanden, wo man sich nur überhaupt, wenngleich mit minderem Streben nach Gründlichkeit, mit diesem Studium beschäftigt; und er teilt sich endlich auch sogar allen denen mit, welchen dies Studium auch ewig ganz fremd bleibt. Denn in der Verbindung einer hochkultivierten Gesellschaft kann im genauesten Verstande jede Kenntnis eines einzelnen ein Eigentum aller genannt werden.

ZUR ÄSTHETIK

Schillers Deutschheit

Der Poesie unter den menschlichen Bestrebungen die hohe und ernste Stellung, von der ich oben gesprochen, anzuweisen, von ihr die kleinliche und trockene Ansicht abzuwehren, welche, jene ihre Würde, diese ihre Eigentümlichkeit verkennend, sie nur zu einer tändelnden Verzierung und Verschönerung des Lebens machen, oder unmittelbar moralisches Wirken und Belehrung von ihr verlangen, ist, wie man sich nicht genug wiederholen kann, tief in deutscher Sinnes- und Empfindungsart gegründet. Schiller sprach, nur auf seine individuelle Weise, darin aus, was seine Deutschheit in ihn gelegt hatte, was ihm aus den Tiefen der Sprache entgegenklang, deren geheimes Wirken er so trefflich vernahm und so meisterhaft wieder zu benutzen verstand. Es liegt in der großen Ökonomie der Geistesentwicklung, welche die ideale Seite der Weltgeschichte, gegenüber den Taten und Ereignissen, ausmacht, ein gewisses Maß, um welches der einzelne, auch am günstigsten Bevorrechtigte, sich nur über den Geist seiner Nation erheben kann, um, was dieser ihm unbewußt verlieh, durch Individualität bearbeitet, in ihn zurückströmen zu lassen.

Die Kunst nun und alles ästhetische Wirken von ihrem wahren Standpunkt aus zu betrachten, ist keiner neueren Nation in dem Grade, als der deutschen, gelungen, auch denen nicht, welche sich der Dichter rühmen, die alle Zeiten für groß und hervorragend erkennen werden. Die tiefere und wahrere Richtung im Deutschen liegt in seiner großen Innerlichkeit, die

ihn der Wahrheit der Natur näher erhält, in dem Hange zur Beschäftigung mit Ideen und auf sie bezogenen Empfindungen und in allem, was hieran geknüpft ist. Dadurch unterscheidet er sich von den meisten neueren Nationen, und in näherer Bestimmung des Begriffs der Innerlichkeit, wieder auch von den Griechen.

Er sucht Poesie und Philosophie, er will sie nicht trennen, sondern strebt, sie zu verbinden, und solange dies Streben nach Philosophie, auch ganz reiner, abgezogener Philosophie, das sogar unter uns nicht selten in seinem unentbehrlichen Wirken verkannt und gemißdeutet wird, in der Nation fortlebt, wird auch der Impuls fortdauern und neue Kräfte gewinnen, den mächtige Geister in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts unverkennbar gegeben haben. Poesie und Philosophie stehen ihrer Natur nach in dem Mittelpunkt aller geistigen Bestrebungen, nur sie können alle einzelnen Resultate in sich vereinigen, von ihnen kann in alles einzelne zugleich Einheit und Begeisterung überströmen, nur sie repräsentieren eigentlich, was der Mensch ist, da alle übrigen Wissenschaften und Fertigkeiten, könnte man sie je ganz von ihnen scheiden, nur zeigen würden, was er besitzt und sich angeeignet hat. Ohne diesen, zugleich erhebenden und funkenerweckenden Brennpunkt bleibt auch das ausgebreitetste Wissen zu sehr zerstückelt und wird die Rückwirkung auf die Veredlung des einzelnen, der Nation und der Menschheit gehemmt und kraftlos gemacht, welche der einzige Zweck alles Ergründens der Natur und des Menschen und des unerklärbaren Zusammenhanges beider sein kann. Das Forschen um der Wahrheit und das Bilden und Dichten um der Schönheit willen werden zu leerem Namen, wenn man Wahrheit und Schönheit da aufzusuchen flieht, wo

ihre verwandten Naturen sich nicht zerstreut an einzelnen Gegenständen, sondern als reine Objekte des Geistes offenbaren. Schiller kannte keine andere Beschäftigung, als gerade mit Poesie und Philosophie, und die Eigentümlichkeit seines intellektuellen Strebens bestand gerade darin, die Identität ihres Ursprungs zu fassen und darzustellen.

Unsere Zeit bietet keine heroischen Stoffe

Bei dieser unpoetischen Lage unserer Zeit hat der Dichter nichts eiligeres zu tun, als uns von da weg in eine Welt zu retten, die uns dem glücklicheren Altertume näher führt; er muß daher seinen Stoff aus demjenigen Teil der Gesellschaft hernehmen, in welchem die ursprüngliche Natur noch die Kultur überwiegt, und ihn überhaupt mehr im bürgerlichen als im öffentlichen Leben aufsuchen: und dies ist es, wodurch die heroische Epopöe jetzt beinah zu einer unmöglichen Aufgabe wird.

Einen antiken Stoff dürfte der epische Dichter nicht leicht so wie der tragische wählen; dieser hat nur einen einzigen Vorfall, eine einzelne Leidenschaft su schildern, der er, da sie durch alle Zeiten hin gleich menschlich bleibt, immer die Farbe der Wahrheit geben kann, und gewinnt nun einen, schon vor ihm in dem Geiste seiner Zuschauer poetisch gebildeten Stoff. Jenem aber, der das ganze Leben seiner Helden zugleich mit allem, was sie umgibt, schildern soll, der bei weitem nicht mit der gleichen Willkür Züge aus seinem Bilde weglassen oder andere hinzufügen darf, würde es auf diesem Boden immer an Natur und pragmatischer Wahrheit mangeln. Wo aber findet er nun in der neueren Geschichte eine eigentlich epische Handlung, eine solche, in welcher der Mensch allein und unmittelbar handelnd und zugleich als Held auf-

tritt? Gesetzt indes, er fände auch diese, so bleibt noch immer ein anderes, beinah unüberwindliches Hindernis übrig. Eben die Kultur, von der wir im vorigen sprachen, hat in unseren Handlungen einen Unterschied eingeführt, indem sie, ganz unabhängig von der natürlichen moralischen Würdigung, einem bloß künstlich verabredeten Maßstab des Schicklichen und Würdigen unterworfen werden. Jede bloß körperliche Beschäftigung, alles, was zum bloß gewöhnlichen Leben gehört, ist diesen Begriffen nach unanständig und des gebildeten Mannes unwürdig; alles dies muß er anderen äußerlich und innerlich minder vom Schicksal Begünstigten überlassen. Wie soll nun der epische Dichter diese Forderung mit dem Gesetz der höchsten Sinnlichkeit, der ununterbrochenen Stetigkeit reimen? soll er seinen Helden als eine Puppe zeigen, die, immer von anderen bedient, für sich selbst nur durch Anordnen und Gebieten, also durch Entschlüsse und Reden tätig erscheint? oder soll er immer nur die Masse, die ihn umgibt, immer also nur Begebenheiten, nicht Handlungen schildern, ihn selbst aber, gleich einem Gott aus der Wolke, nur dann hervortreten lassen, wann er einen entscheidenden Streich auszuführen imstande ist?

Bis also das epische Genie durch die Tat das Gegenteil beweist, kann man schon hiernach, ohne noch an das Wunderbare, dessen sie schwerlich entbehren könnte, zu denken, die heroische Epopöe in unseren Tagen mit vollkommenem Recht unter die Zahl der Unmöglichkeiten rechnen; und es bleibt daher solange nichts anderes übrig, als alle epischen Stoffe immer nur aus dem Privatleben und zwar aus derjenigen Menschenklasse zu nehmen, die wirklich auch jetzt noch natürlicher, einfacher und antiker lebt. Daß hierbei in der Tat in Rücksicht auf die Charaktere kein

Verlust ist, kann schon Hermann und Dorothea beweisen. Was nur die Menschheit großes und edles besitzt, ist darin in seinem vollsten Gehalte ausgeprägt. Dagegen ist an der Erhebung der Phantasie, an dem Schwunge der Begeisterung ein wahrer und beklagenswerter Verlust; aber dieser wäre auch wahrscheinlich (wenn es hier der Ort wäre, die Möglichkeit der heroischen Epopöe für uns allgemein zu untersuchen) noch aus anderen Gründen, als aus dem bloßen Mangel eines passenden Stoffes unersetzbar. Der prächtige Glanz der Epopöe scheint mit dem Sinken der griechischen Sonne erloschen zu sein; glücklich genug, daß uns unser Dichter zeigt, daß sich wenigstens die reine Bestimmtheit ihrer Umrisse, das rege Leben ihrer Figuren, mit einem Wort ihre volle und blühende Kraft überhaupt noch bis zu uns frisch und ungeschwächt erhalten hat.

Natur und Kultur

Nichts ist dem epischen Geist in so hohem Grade zuwider, als die bloße *Kultur*. Denn sie ist nichts Selbständiges, eine bloße unbestimmte Tauglichkeit zu allem Möglichen; keine Kraft, ein bloßer Besitz; nichts Lebendiges, ein toter Schatz, der, wenn er Nutzen stiften soll, erst gebraucht werden muß. Sie geht aber auch noch darauf aus, Selbständigkeit, Kraft und Leben überall zu töten, wo sie es findet. In dem Augenblick also, da der Mensch Kultur sucht, muß er ihr auch entgegenarbeiten, in dem Augenblick, da er, das Gebiet der bloßen Natur verlassend, in ihr Gebiet hinübertritt, beginnt für ihn ein Kampf, der nicht eher geendigt ist, als bis er sie mit der Natur in Übereinstimmung gebracht hat. Denn ohne die Möglichkeit einer solchen Schlichtung des Streites durch nachfolgende Harmonie wäre es töricht, sich über-

haupt in denselben einzulassen. Die ursprüngliche und lebendige Kraft muß also durch die Kultur sich bereichern, dagegen aber ihrer unbestimmten Tauglichkeit ein bestimmtes Ziel geben und das Tote nach und nach in Leben verwandeln. Nur so wird der *kultivierte* (bloß bearbeitete) Mensch von dem bloß natürlichen zum *gebildeten*.

Alle Kultur nämlich ist ein Werk des abgesondert wirkenden Verstandes. Nun üben, ohne die Ausbildung desselben, die Dinge um uns her ebensowohl ihren Einfluß auf unsere Empfindungen aus, erregen ebensowohl unsere Neigungen und Leidenschaften. Aus beiden aber entstehen unsere Gesinnungen. Es ist also ein Charakter möglich, auf dessen Bildung der bloße Verstand gar keinen bedeutenden Einfluß gehabt hat; die reine Natur hat allein auf den reinen Menschen eingewirkt. Wir empfinden und begehren ebensogut, als nachher; aber das, was auf uns ein- und was aus uns zurückwirkt, und die Art, wie dies geschieht, ist uns einzeln nicht klar und verständlich. Dies ist die Periode der bloßen Natur.

Unser Verstand entwickelt sich, eine tiefere Einsicht beginnt, wir unterscheiden uns deutlicher von dem Objekte und ein Objekt von dem anderen. Wir verstehen besser, was mit uns vorgeht, aber wir lassen auch unseren Empfindungen weniger natürliche Freiheit, und solange also unsere Kultur noch unvollständig und einseitig ist, verderben und verdrehen wir unser gesundes und gerades Gefühl. Dies ist die Periode der bloßen Kultur.

Unsere Einsicht erweitert sich, wir geben uns, besser über uns selbst belehrt, unsere natürliche Freiheit wieder, kehren von den Verirrungen, zu denen uns eine einseitige Kultur verführt hatte, auf die Spur der Natur zurück; wir werden nun wieder zu eben

dem, was wir waren, ehe wir ausgingen, aber wir selbst und die Welt sind uns nun verständlich und klar, und dies bessere und vollere Verstehen hat zugleich unserem Gefühl und unseren Neigungen eine andere Gestalt mitgeteilt: sie sind verfeinert worden, ohne eigentlich in ihrem Wesen verändert zu werden. Dies ist die Periode der vollendeten Bildung.

Deutscher Charakter von Goethes „Hermann und Dorothea"

Kein anderes der Goethischen Gedichte stellt den ganzen Inbegiff seines Dichtercharakters so sichtbar dar, obgleich einzelne Seiten desselben in anderen natürlich, und gerade darum, weil es die früheren waren, stärker und glänzender erscheinen. Allein wenn jenes Ganze selbst auftreten sollte, mußte es durch die Zeit und mannigfaltige Übung sammeln und reinigen und die Stimmung, welche dies Produkt hervorzubringen vermochte, mußte erst durch Erfahrung und Reife vorbereitet werden. Dies fühlt man sehr deutlich, sobald man sich diese Stimmung auch nur einigermaßen vorzustellen versucht.

Denn wenn es je einen Mann gab, dem die Natur ein offenes Auge verliehen hatte, alles, was ihn umgibt, rein und klar und gleichsam mit dem Blick des Naturforschers aufzunehmen, der in allen Gegenständen des Nachdenkens und der Empfindung nur Wahrheit und gediegenen Gehalt schätzt und vor dem kein Kunstwerk, dem nicht verständige und regelmäßige Anordnung, kein Raisonnement, dem nicht geprüfte Beobachtung, keine Handlung besteht, der nicht konsequente Maximen zum Grunde liegen; wenn dieser Mann dann durch sein ganzes Wesen zum Dichter bestimmt und sein ganzer Charakter so durchaus mit dieser Bestimmung eins geworden ist, daß seine Dich-

tung selbst überall das Gepräge jener Grundsätze und Gesinnungen an der Stirn trägt; wenn derselbe endlich eine Reihe von Jahren durchlebt hat, wenn er, mit dem klassischen Geiste der Alten vertraut und von dem besten der Neueren durchdrungen, zugleich so individuell gebildet ist, daß er nur unter seiner Nation und in seiner Zeit emporkommen konnte, daß alles Fremde, was er sich aneignet, danach sich umgestaltet und er sich nur in seiner vaterländischen Sprache darzustellen vermag, in jeder anderen aber und zwar gerade für seine Eigentümlichkeit schlechterdings unübersetzbar bleibt; wenn es ihm nun so gelingt, die Resultate seiner Erfahrungen über Menschenleben und Menschenglück in eine dichterische Idee zusammenzufassen und diese Idee vollkommen auszuführen . . . dann mußte und nur so konnte ein Gedicht, wie das gegenwärtige ist, entstehen. Denn so unzertrennbar vereint ist der soeben geschilderte Charakter darin ausgedrückt, daß es nicht möglich ist, einen einzelnen Zug davon herauszuheben: so innig verknüpft es den einfachen Sinn des Altertums mit der fortschreitenden Kultur neuerer Zeit, und so durchaus scheint es aus einem Geiste geflossen, der in der ganzen Individualität der wirklichen Verhältnisse, die ihn umgeben, alle Hauptformen menschlichen Daseins rein und wahr in sich aufgenommen hat und aus dem sich wiederum alle wie aus einem Mittelpunkt ableiten lassen.

Auch konnte ein solches Produkt nur aus der Reife eines erfahrungsreichen Lebens hervorgehen; was so geschildert ist, muß mit eigenen Augen gesehen sein, und was hierbei vorzüglich Bewunderung erregt, ist mit dieser Reife zugleich diese jugendliche Frische der Phantasie, dies Leben in der Darstellung, diese Zartheit und Lieblichkeit in der Schilderung von Empfindungen gepaart anzutreffen.

Ziel des Künstlers, an Goethes „Hermann und Dorothea" erläutert

Wenn man den Weg übersieht, welchen der Dichter (und mit ihm jeder Künstler) durchläuft, so erstaunt man bei der Betrachtung, von welchem einfachen Ziel aus er sich zu welcher unbegreiflichen Höhe schwingt.

Den wirklichen Gegenstand nur gleichsam zum Spiel in ein Objekt der Phantasie zu verwandeln, fängt er an und hört damit auf, daß größeste Geschäft, was dem Menschen als seine letzte Bestimmung aufgegeben ist, sich und die Außenwelt um ihn her auf das innigste miteinander zu verknüpfen, diese erst als einen fremden Gegenstand in sich aufzunehmen, dann aber als einen frei und selbst organisierten wieder zurückzugeben, auf seine Weise und mit den ihm angewiesenen Organen auszuführen.

Denn den ganzen Stoff, den ihm die Beobachtung darreicht, organisiert er zu einer idealischen Form für die Einbildungskraft, und die Welt um ihn her erscheint ihm nicht anders, als wie ein durchgängig individuelles, lebendiges, harmonisches, nirgends beschränktes noch abhängiges, nur sich selbst genügendes Ganzes mannigfaltiger Formen. So hat er seine eigene innerste und beste Natur in sie übergetragen und sie zu einem Wesen gemacht, mit dem er nun vollkommen zu sympathisieren vermag.

Totalität des Kunstwerks

Absolute Totalität muß ebensosehr der unterscheidende Charakter alles Idealischen sein, als das gerade Gegenteil davon der unterscheidende Charakter der Wirklichkeit ist. Sobald also der Dichter nur dahin gelangt, in uns jede auf die Kenntnis der Wirklichkeit gerichtete Stimmung zu unterdrücken und

alle sonst damit beschäftigten Kräfte unseres Geistes allein der Einbildungskraft unterzuordnen, so hat er seinen Zweck erreicht. Denn nun ist diese letztere allein herrschend; nun knüpft sie auf einmal alles zusammen, worin sie eine für sich bestehende Kraft, ein eigenes Lebensprinzip entdeckt; und da alles Positive miteinander verwandt und eigentlich eins ist, alle Absonderung von Individuen aber nur durch Beschränkung entsteht, so erfolgt hieraus notwendig von selbst ein Streben nach einer in sich selbst geschlossenen Vollständigkeit. Das *Gemüt* also, auf das der Künstler so eingewirkt hat, ist immer *geneigt*, von welchem Objekte es auch ausgehen möchte, doch den ganzen damit verwandten Kreis zu vollenden und immer im eigentlichsten Verstande eine Welt von Erscheinungen auf einmal zusammenfassen.

Mehr aber als das *Gemüt zu stimmen* ist nicht die Absicht des Dichters, die sich überhaupt nie über das Subjekt hinaus erstreckt und die Gegenstände nie anders schildert, als um in ihnen den Menschen darzustellen; und soviel muß er jedesmal leisten, er mag den einfachsten Stoff, einen Sonnenaufgang, einen schönen Sommerabend oder jede andere einzelne Naturszene besingen oder eine Ilias, eine Messiade dichten. So unzertrennlich ist diese Forderung mit seinem Dichter- und überhaupt mit seinem Künstlerberufe verbunden.

Auch ist die Erfüllung derselben im genauesten Verstande nur das Werk der echten Künstlernatur. Denn statt daß, wie man vielleicht zu glauben geneigt ist, nur der ernste, große, gehaltreiche Dichter am besten diese Totalität erreicht, führt uns gerade der ihr am nächsten, welchem der Genius der Kunst seine größte Leichtigkeit verliehen hat, der die Einbildungskraft am zartesten und leisesten zu bewegen versteht, dessen Tönen sie am üppigsten entgegenschwillt, der

sie mit seiner unendlichen Sehnsucht nach immer neuen Verbindungen, immer neuen Flügen erfüllt. Denn darin eben besteht dies *Allumfassende*, daß er ihr mitteilt, daß sie nirgends so schwer auftritt, um sich an einer Stelle festzuwurzeln, daß sie immer weiter und weiter schweift und doch immer den ganzen Kreis zugleich beherrscht, den sie durchstrichen hat: daß ihre Wonne an Wehmut, ihre Wehmut an Wonne grenzt; daß sie nichts mehr in der Farbe der Wirklichkeit, alles nur in dem Glanze erblickt, mit dem sie es, wie durch einen geheimnisvollen Zauber, überkleidet.

Es ist nicht mehr schwer, eine Welt zu bewegen, wenn man einen Punkt außerhalb derselben gefunden hat, auf den man mit Sicherheit fußen kann.

Begriff des Idealischen

Dadurch, daß der Dichter seinen Gegenstand, selbst wenn er ihn unmittelbar aus der Natur entlehnt, doch immer von neuem durch seine Einbildungskraft erzeugt, wird die Gestalt bestimmt, die er demselben über seine wirkliche Beschaffenheit oder auch außer derselben gibt. Denn er tilgt nun jeden Zug in ihm aus, der nur in Zufälligkeiten seinen Grund hat, macht jeden von dem anderen und das Ganze nur von sich selbst abhängig; und die Einheit, die dadurch in ihm herrschend wird, ist dennoch keine Einheit des Begriffes, sondern durchaus nur eine Einheit der Form. Denn nur unter der doppelten Bedingung völliger Selbstbestimmung und völliger Formalität ist die Einbildungskraft imstande, ihn sich selbst zu bilden. Gelingt ihm diese Arbeit, so stellt er zuletzt lauter reine Charakterformen auf, bloße Gestalten, welche die lautere, nicht durch einzelne wechselnde Umstände entstellte Natur an sich tragen; so ist jede mit dem Gepräge ihrer Eigentümlichkeit gestempelt, und diese

Eigentümlichkeit liegt bloß in der Form, kann nie anders, als durch Anschauen gefaßt, nie aber in einem Begriff ausgedrückt werden.

Weitere Bestimmung desselben

Der Begriff des Idealischen, als etwas über die Wirklichkeit Erhabenen, erinnert an das Gesetz der *Nachahmung der Natur*, das man bisher gewöhnlich dem Künstler zu befolgen geboten, ja sogar als eine Definition der Kunst selbst angesehen hat. In der Tat faßt es auch die beiden Hauptbegriffe derselben in sich: den der Realität in dem Ausdruck der *Natur* und den, daß dieselbe doch anders, als sie wirklich ist, dargestellt werden soll, in dem der *Nachahmung*, die nie eine völlige Übereinstimmung mit ihrem Vorbilde erlaubt. Aber es enthält eine Unbestimmtheit, die nur dadurch vermieden werden kann, daß man das Wesen der Kunst nicht (wie man bisher nur zu oft getan hat) in der Beschaffenheit ihres Gegenstandes, sondern in der Stimmung der Phantasie aufsucht.

Zwar hat man sich bemüht, dieser Unbestimmtheit auf eine doppelte Weise abzuhelfen. Man hat dem Künstler empfohlen, nur die schöne Natur und diese nur *schön* nachzuahmen. Allein der Begriff des Schönen veranlaßt vielerlei Mißverständnisse, ist von durchaus unbestimmter Ausdehnung und läßt immer neue und höhere Grade zu. Der des Idealischen hingegen ist vollkommen bestimmt. Denn alles ist idealisch, was die Phantasie in ihrer reinen Selbsttätigkeit erzeugt, was daher vollkommene Phantasieeinheit besitzt. Diese nun ist immer eine geschlossene Größe, obgleich, da kein Künstler hoffen darf, sie ganz zu erreichen, die Stärke der Phantasie in den einzelnen Individuen auch hier unzählige Grade . . . jedoch nur in der *Ausführung*, nicht in der *Forderung* . . . zuläßt.

Phantasie und Realität

Das Reich der Phantasie ist dem Reiche der Wirklichkeit durchaus entgegengesetzt: und ebenso entgegengesetzt ist daher auch der Charakter dessen, was dem einen oder dem anderen dieser beiden Gebiete angehört. Mit dem Begriff des Wirklichen unzertrennbar verbunden ist es, daß jede Erscheinung einzeln und für sich dasteht, daß keine als Grund oder Folge von der anderen abhängt. Denn nicht allein, daß eine solche Abhängigkeit niemals wirklich angeschaut, immer nur durch Schlüsse eingesehen werden kann, macht auch der Begriff des Wirklichen selbst das Aufsuchen derselben überflüssig. Die Erscheinung ist da: dies ist genug, jeden Zweifel zurückzuweisen; wozu braucht sie sich noch durch ihre Ursache oder ihre Wirkung zu rechtfertigen? Sobald man hingegen in das Gebiet des Möglichen übergeht, so besteht nichts mehr, als durch seine Abhängigkeit von etwas anderem; und alles, was nicht anders, als unter der Bedingung eines durchgängigen inneren Zusammenhanges gedacht werden kann, ist daher im strengsten und einfachsten Sinne des Worte *idealisch*. Denn es ist insofern der Wirklichkeit, der *Realität*, geradezu entgegengesetzt.

Auf diese Weise idealisiert muß daher alles werden, was die Hand der Kunst in das reine Gebiet der Einbildungskraft hinüberführt.

Wesen des Dichterischen

Nichts ist ein so zuverlässiger Beweis des echt dichterischen Charakters, als die Verbindung des Einfachsten und des Höchsten, des durchaus Individuellen und vollkommen Idealischen (dieser beiden Hauptbestandteile aller künstlerischen Wirkung) in derselben Schilderung und derselben Gestalt.

Denn durch einzelne Bilder der Phantasie den Geist auf einen hohen und weitumschauenden Standpunkt zu führen, ist die schönste Bestimmung des Dichters, vermittels durchgängiger Begrenzung seines Stoffes eine unbegrenzte und unendliche Wirkung hervorzubringen, durch ein Individuum einer Idee Genüge zu leisten und von einem Punkt aus eine ganze Welt von Erscheinungen zu eröffnen.

Philosophie und Praxis

Es ist ein Vorzug und ein Unglück der Philosophie überhaupt, immer nur den Menschen, nie die Ausübung zum unmittelbaren Endzweck zu haben. Der Künstler kann ohne sie Künstler, der Staatsmann ohne sie Staatsmann, der Tugendhafte ohne sie tugendhaft sein; aber der Mensch bedarf ihrer, um, was er von ihnen empfängt, zu genießen und zu benutzen, um sich selbst und die Natur zu kennen und diese Kenntnis fruchtbar zu machen; und jene sogar können ihrer nicht entbehren, wenn sie sich selbst verständlich werden und mit ihrer Vernunft dem Fluge ihres Genies oder der Tiefe und Richtigkeit ihres praktischen Sinnes gleichkommen wollen. Ebenso ist auch die Ästhetik unmittelbar nur für denjenigen bestimmt, welcher durch die Werke der Kunst seinen Geschmack und durch einen freien und geläuterten Geschmack seinen Charakter zu bilden wünscht; der Künstler selbst kann sie nur gebrauchen, sich überhaupt zu stimmen, sich, wenn er sich eine Zeit hindurch seinem Genie überlassen hat, wieder zu orientieren, den Punkt zu bestimmen, auf dem er steht und wohin er gelangen sollte. Über den Weg aber, der ihn zu diesem Ziele führt, kann ihm nicht mehr sie, sondern allein seine eigene und fremde Erfahrung Rat erteilen.

GESCHICHTSPHILOSOPHIE

Unerklärlichkeit des Genies

Die aus ihrer inneren Tiefe und Fülle in den Lauf der Weltbegebenheiten eingreifende Geisteskraft ist das wahrhaft schaffende Prinzip in dem verborgenen und gleichsam geheimnisvollen Entwicklungsgange der Menschheit, von dem ich oben, im Gegensatz mit dem offenbaren, sichtbar durch Ursache und Wirkung verketteten, gesprochen habe. Es ist die ausgezeichnete, den Begriff menschlicher Intellektualität erweiternde Geisteseigentümlichkeit, welche unerwartet und in dem Tiefsten ihrer Erscheinung unerklärbar hervortritt. Sie unterscheidet sich besonders dadurch, daß ihre Werke nicht bloß Grundlagen werden, auf die man fortbauen kann, sondern zugleich den wieder entzündenden Hauch in sich tragen, der sie erzeugt. Sie pflanzen Leben fort, weil sie aus vollem Leben hervorgehen. Denn die sie hervorbringende Kraft wirkt mit der Spannung ihres ganzen Strebens und in ihrer vollen Einheit, zugleich aber wahrhaft schöpferisch, ihr eigenes Erzeugen als ihre selbst unerklärliche Natur betrachtend; sie hat nicht bloß zufällig Neues ergriffen oder bloß an bereits Bekanntes angeknüpft. So entstand die ägyptische plastische Kunst, der es gelang, die menschliche Gestalt aus dem organischen Mittelpunkt ihrer Verhältnisse heraus aufzubauen, und die dadurch zuerst ihren Werken das Gepräge echter Kunst aufdrückte. In dieser Art tragen, bei sonst naher Verwandtschaft, indische Poesie und Philosophie und das klassische Altertum einen verschiedenen Charakter an sich, und in dem letzteren wiederum grie-

chische und römische Denkweise und Darstellung. Ebenso entsprang in späterer Zeit aus der romanischen Poesie und dem geistigen Leben, das sich mit dem Untergange der römischen Sprache plötzlich in dem nun selbständig gewordenen europäischen Abendland entwickelte, der hauptsächlichste Teil der modernen Bildung. Wo solche Erscheinungen nicht auftraten oder durch widrige Umstände erstickt wurden, da vermochte sich auch das Edelste, einmal in seinem natürlichen Gange gehemmt, nicht wieder als großes Neues zu gestalten, wie wir es an der griechischen Sprache und so vielen Überresten griechischer Kunst in dem Jahrhunderte lang, ohne seine Schuld, in Barbarei gehaltenen Griechenland sehen. Die alte Form der Sprache wird dann zerstückt und mit Fremdem vermischt, ihr wahrer Organismus zerfällt, und die gegen ihn andringenden Kräfte vermögen nicht ihn zum Beginnen einer neuen Bahn umzuformen, und ihm ein neu begeisterndes Lebensprinzip einzuhauchen. Zur Erklärung aller solcher Erscheinungen lassen sich begünstigende und hemmende, vorbereitende und verzögernde Umstände nachweisen. Der Mensch knüpft immer an Vorhandenes an. Bei jeder Idee, deren Entdeckung oder Ausführung dem menschlichen Bestreben einen neuen Schwung verleiht, läßt sich durch scharfsinnige und sorgfältige Forschung zeigen, wie sie schon früher und nach und nach wachsend in den Köpfen vorhanden gewesen. Wenn aber der anfachende Odem des Genies im einzelnen oder Völkern fehlt, so schlägt das Helldunkel dieser glimmenden Kohlen nie in leuchtende Flammen auf. Wie wenig auch die Natur dieser schöpferischen Kräfte sie eigentlich zu durchschauen gestattet, so bleibt doch soviel offenbar, daß in ihnen immer ein Vermögen obwaltet, den gegebenen Stoff von innen heraus zu beherrschen,

in Ideen zu verwandeln oder Ideen unterzuordnen. Schon in seinen frühesten Zuständen geht der Mensch über den Augenblick der Gegenwart hinaus und bleibt nicht bei bloß sinnlichem Genusse. Bei den rohesten Völkerhorden finden sich Liebe zum Putz, Tanz, Musik und Gesang, dann aber auch Ahndungen überirdischer Zukunft, darauf gegründete Hoffnungen und Besorgnisse, Überlieferungen und Märchen, die gewöhnlich bis zur Entstehung des Menschen und seines Wohnsitzes hinabsteigen. Je kräftiger und heller die nach ihren Gesetzen und Anschauungsformen selbsttätig wirkende Geisteskraft ihr Licht in diese Welt der Vorzeit und Zukunft ausgießt, mit welcher der Mensch sein augenblickliches Dasein umgibt, desto reiner und mannigfaltiger zugleich gestaltet sich die Masse. So entsteht die Wissenschaft und die Kunst, und immer ist daher das Ziel des sich entwickelnden Fortschreitens des Menschengeschlechts die Verschmelzung des aus dem Innern selbsttätig Erzeugten mit dem von außen Gegebenen, jedes in seiner Reinheit und Vollständigkeit aufgefaßt und in der Unterordnung verbunden, welche das jedesmalige Bestreben, seiner Natur nach, erheischt.

Wie wir aber hier die geistige Individualität als etwas Vorzügliches und Ausgezeichnetes dargestellt haben, so kann und so muß man sogar dieselbe, auch wo sie die höchste Stufe erreicht hat, doch zugleich wieder als eine Beschränkung der allgemeinen Natur, eine Bahn, in welche der Einzelne eingezwängt ist, ansehen, da jede Eigentümlichkeit dies nur durch ein vorherrschendes und daher ausschließendes Prinzip zu sein vermag. Aber gerade auch durch die Einengung wird die Kraft erhöht und gespannt, und die Ausschließung kann dennoch dergestalt von einem Prinzip der Totalität geleitet werden, daß mehrere

solche Eigentümlichkeiten sich wieder in ein Ganzes zusammenfügen. Hierauf beruht in ihren innersten Gründen jede höhere Menschenverbindung in Freundschaft, Liebe oder großartigem dem Wohl des Vaterlandes und der Menschheit gewidmeten Zusammenstreben. Ohne die Betrachtung weiter zu verfolgen, wie gerade die Beschränkung der Individualität dem Menschen den einzigen Weg eröffnet, der unerreichbaren Totalität immer näher zu kommen, genügt es mir hier, nur darauf aufmerksam zu machen, daß die Kraft, die den Menschen eigentlich zum Menschen macht, und also die schlichte Definition seines Wesens ist, in ihrer Berührung mit der Welt, in dem, wenn der Ausdruck erlaubt ist, vegetativen und sich auf gegebener Bahn gewissermaßen mechanisch fortentwickelnden Leben des Menschengeschlechts, in einzelnen Erscheinungen sich selbst und ihre vielfältigen Bestrebungen in neuen, ihren Begriff erweiternden Gestalten offenbart. So war z. B. die Erfindung der Algebra eine solche neue Gestaltung in der mathematischen Richtung des menschlichen Geistes, und so lassen sich ähnliche Beispiele in jeder Kunst und Wissenschaft nachweisen. In der Sprache werden wir sie weiter unten ausführlicher aufsuchen.

Sie beschränken sich aber nicht bloß auf die Denk- und Darstellungsweise, sondern finden sich auch ganz vorzüglich in der Charakterbildung. Denn was aus dem Ganzen der menschlichen Kraft hervorgeht, darf nicht ruhen, ehe es nicht wieder in das Ganze zurückkehrt; und die Gesamtheit der inneren Erscheinung, Empfindung und Gesinnung, verbunden mit der von ihr durchstrahlten äußeren, muß wahrnehmen lassen, daß sie, vom Einflusse jener erweiterten einzelnen Bestrebungen durchdrungen, auch die ganze menschliche Natur in erweiterter Gestalt offenbart. Gerade dar-

aus entspringt die allgemeinste und das Menschengeschlecht am würdigsten emporhebende Wirkung. Gerade die Sprache aber, der Mittelpunkt, in welchem sich die verschiedensten Individualitäten durch Mitteilung äußerer Bestrebungen und innerer Wahrnehmungen vereinigen, steht mit dem Charakter in der engsten und regsten Wechselwirkung. Die kraftvollsten und die am leisesten berührbaren, die eindringendsten und die am fruchtbarsten in sich lebenden Gemüter gießen in sie ihre Stärke und Zartheit, ihre Tiefe und Innerlichkeit, und sie schickt zur Fortbildung der gleichen Stimmungen die verwandten Klänge aus ihrem Schoße herauf. Der Charakter, je mehr er sich veredelt und verfeinert, ebnet und vereinigt die einzelnen Seiten des Gemüts und gibt ihnen, gleich der bildenden Kunst, eine in ihrer Einheit zu fassende, aber den jedesmaligen Umriß immer reiner aus dem Innern hervorbildende Gestalt. Diese Gestaltung ist aber die Sprache durch die feine, oft im einzelnen unsichtbare, aber in ihr ganzes wundervolles symbolisches Gewebe verflochtene Harmonie darzustellen und zu befördern geeignet. Die Wirkungen der Charakterbildung sind nur ungleich schwerer zu berechnen als die der bloß intellektuellen Fortschritte, da sie größtenteils auf den geheimnisvollen Einflüssen beruhen, durch welche eine Generation mit der anderen zusammenhängt.

Es gibt also in dem Entwicklungsgange des Menschengeschlechts Fortschritte, die nur erreicht werden, weil eine ungewöhnliche Kraft unerwartet ihren Aufflug bis dahin nimmt, Fälle, wo man an die Stelle gewöhnlicher Erklärung der hervorgebrachten Wirkung die Annahme einer ihr entsprechenden Kraftäußerung setzen muß. Alles geistige Vorrücken kann nur aus innerer Kraftäußerung hervorgehen und hat

insofern immer einen verborgenen, und weil er selbsttätig ist, unerklärlichen Grund. Wenn aber diese innere Kraft plötzlich aus sich selbst hervor so mächtig schafft, daß sie durch den bisherigen Gang gar nicht dahin geführt werden konnte, so hört eben dadurch alle Möglichkeit der Erklärung von selbst auf. Ich wünsche diese Sätze bis zur Überzeugung deutlich gemacht zu haben, weil sie in der Anwendung wichtig sind. Denn es folgt nun von selbst, daß, wo sich gesteigerte Erscheinungen derselben Bestrebung wahrnehmen lassen, wenn es nicht die Tatsachen unabweislich verlangen, kein allmähliches Fortschreiten vorausgesetzt werden darf, da jede bedeutende Steigerung vielmehr einer eigentümlich schaffenden Kraft angehört. Ein Beispiel kann der Bau der chinesischen und der Sanskrit-Sprache liefern. Es ließe sich wohl hier ein allmählicher Fortgang von dem einen zum anderen denken. Wenn man aber das Wesen der Sprache überhaupt und dieser beiden insbesondere wahrhaft fühlt, wenn man bis zu dem Punkte der Verschmelzung des Gedankens mit dem Laute in beiden vordringt, so entdeckt man in ihm das von innen heraus schaffende Prinzip ihres verschiedenen Organismus. Man wird alsdann, die Möglichkeit allmählicher Entwicklung einer aus der anderen aufgebend, jeder ihren eigenen Grund in dem Geiste der Volksstämme anweisen, und nur in dem allgemeinen Triebe der Sprachentwicklung, also nur ideal, sie als Stufen gelungener Sprachbildung betrachten. Durch die Verabsäumung der hier aufgestellten sorgfältigen Trennung des zu berechnenden stufenartigen und des nicht vorauszusehenden unmittelbar schöpferischen Fortschreitens der menschlichen Geisteskraft verbannt man ganz eigentlich aus der Weltgeschichte die Wirkungen des Genies, das sich ebensowohl in

einzelnen Momenten in Völkern, als in Individuen, offenbart.

Zusammenhang in der Geschichte

Die Schicksale des Menschengeschlechts überhaupt sind notwendigerweise als eine ununterbrochene Kette anzusehen, und ihnen ein bestimmtes Ziel zu setzen, ist vielleicht ein mißliches Unternehmen, da die Reihe so oft, selbst bis zum Erlöschen jeder mündlichen Überlieferung unterbrochen ist, und wir nur einen so ausnehmend kleinen Teil aller Ereignisse übersehen. Allein unleugbar ist es, daß einzelne Perioden, sollten sie auch durch wahre Klüfte, durch Naturrevolutionen, oder was man sonst von der Art annehmen mag, von den vorhergegangenen und nachfolgenden getrennt sein (da es wunderbar ist, zu verlangen, daß der Mensch oder sein Geschlecht gerade auf der Erde ein Ganzes ausmachen solle), doch in sich in einem wirklichen und Sachzusammenhange stehen, und eine solche Periode ist z. B. die, welche wir von den ersten, nicht ganz ungewissen Nachrichten über die Ägypter und die Vorder-Asiatischen Völker an bis auf unsere Zeiten vor Augen haben, obgleich auch hier vieles für uns weder einen Anfang kennt, noch sich an die Folge anschließt. Nimmt man nun diese von ihrem wichtigsten Gesichtspunkt, von dem, auf welchen alle Geschichte, ja alle Weisheit hinstrebt, von der geistigen Kultur: so ist die Seele dieser Periode die griechische Bildung. Sie zündete die ersten Funken an, ihre wohltätigen Wirkungen leben in uns fort, und das Beste in uns verdanken wir unmittelbar ihr; sie selbst aber entfaltet sich nur vollkommen in ihrem Gipfelpunkte, welche zugleich wieder der Anfang des Sinkens von Hellas ist; und darum nannte ich den Verfall der griechischen Freistaaten

einen bequemen Mittelpunkt zum Überschauen unserer ganzen Geschichte. Er hat mit dem Untergange des römischen Reiches das gemein, daß die neuere Zeit sich aus beiden entwickelte. Aber aus dem Verfall Roms gingen mehr unsere Verfassungen, Gesetze, Staatenverhältnisse, aus dem griechischen mehr unsere innere Bildung, unser geistiges und zum Teil sittliches Leben, unsere Wissenschaft und Kunst hervor. Selbst auf unsere Religion übte alt- und neuplatonische Philosophie einen entschiedenen Einfluß aus, da das römische Reich nur zu ihrer Ausbreitung und politischen Gründung beitrug, und so bildete Rom in vielfacher Hinsicht immer den Körper, dem Griechenland die Seele einhauchte.

Idee und Individuum

Jede menschliche Individualität ist eine in der Erscheinung wurzelnde Idee, und aus einigen leuchtet diese so strahlend hervor, daß sie die Form des Individuums nur angenommen zu haben scheint, um in ihr selbst sich zu offenbaren. Wenn man das menschliche Wirken entwickelt, so bleibt, nach Abzug aller, dasselbe bestimmenden Ursachen, etwas ursprüngliches in ihm zurück, das, anstatt von jenen Einflüssen erstickt zu werden, vielmehr sie umgestaltet, und in demselben Element liegt ein unaufhörlich tätiges Bestreben, seiner inneren, eigentümlichen Natur äußeres Dasein zu verschaffen. Nicht anders ist es mit der Individualität der Nationen, und in vielen Teilen der Geschichte ist es sichtbarer an ihnen, als an den Einzelnen, da sich der Mensch in gewissen Epochen, und unter gewissen Umständen gleichsam herdenweise entwickelt. Mitten in den durch Bedürfnis, Leidenschaft und scheinbaren Zufall geleiteten Begebenheiten der Völker wirkt daher, und mächtiger, als jene Ele-

mente, das geistige Prinzip der Individualität fort; es sucht der ihm innewohnenden Idee Raum zu verschaffen, und es gelingt ihm, wie die zarteste Pflanze durch das organische Anschwellen ihrer Gefäße Gemäuer zersprengt, das sonst den Einwirkungen von Jahrhunderten trotzte. Neben der Richtung, welche Völker und einzelne dem Menschengeschlecht durch ihre Taten erteilen, lassen sie Formen geistiger Individualität zurück, dauernder und wirksamer, als Begebenheiten und Ereignisse.

Die Ideen in der Geschichte I

Die Zahl der schaffenden Kräfte in der Geschichte wird durch die unmittelbare in den Begebenheiten auftretenden nicht erschöpft. Wenn der Geschichtsschreiber auch alle einzeln und in ihrer Verbindung durchforscht hat . . . die Gestalt und die Umwandlungen des Erdbodens, die Veränderungen des Klimas, die Geistesfähigkeit und Sinnesart der Nationen, die noch eigentümlichere Einzelner, die Einflüsse der Kunst und Wissenschaft, die tief eingreifenden und weitverbreiteten der bürgerlichen Einrichtungen . . . so bleibt ein noch mächtiger wirkendes, nicht in unmittelbarer Sichtbarkeit auftretendes, aber jenen Kräften selbst den Anstoß und die Richtung verleihendes Prinzip übrig, nämlich Ideen, die, ihrer Natur nach, außer dem Kreise der Endlichkeit liegen, aber die Weltgeschichte in allen ihren Teilen durchwalten und beherrschen.

Daß solche Ideen sich offenbaren, daß gewisse Erscheinungen, nicht erklärbar durch bloßes, Naturgesetzen gemäßes Wirken, nur ihrem Hauch ihr Dasein verdanken, leidet keinen Zweifel, und ebensowenig, daß es mithin einen Punkt gibt, auf dem der Geschichtsschreiber, um die wahre Gestalt der Begeben-

heiten zu erkennen, auf ein Gebiet außer ihnen verwiesen wird.

Die Idee äußert sich aber auf zwiefachem Wege, einmal als Richtung, die anfangs unscheinbar, aber allmählich sichtbar und zuletzt unwiderstehlich, viele, an verschiedenen Orten, und unter verschiedenen Umständen ergreift; dann als Krafterzeugung, welche in ihrem Umfang und ihrer Erhabenheit nicht aus den begleitenden Umständen herzuleiten ist.

Von dem ersteren finden sich Beispiele ohne Mühe, sie sind auch kaum in irgend einer Zeit verkannt worden. Aber es ist sehr wahrscheinlich, daß noch viele Begebenheiten, die man jetzt auf mehr materielle und mechanische Weise erklärt, auf diese Art angesehen werden müssen.

Beispiele von Krafterzeugungen, von Erscheinungen, zu deren Erklärung die umgebenden Umstände nicht zureichen, sind das obenerwähnte Hervorbrechen der Kunst in ihrer reinen Form in Ägypten, und vielleicht noch mehr die plötzliche Entwicklung freier, und sich doch wieder gegenseitig in Schranken haltender Individualität in Griechenland, mit welcher Sprache, Poesie und Kunst auf einmal in einer Vollendung dastehen, zu der man vergebens dem allmählichen Wege nachspürt. Denn das Bewunderungswürdige der griechischen Bildung, und was am meisten den Schlüssel zu ihr enthält, hat mir immer geschienen, daß, da den Griechen alles Große, was sie verarbeiteten, von in Kasten geteilten Nationen überkam, sie von diesem Zwange frei blieben, aber immer ein Analogon beibehielten, nur den strengen Begriff in den loseren der Schule und freien Genossenschaft milderten und durch vielfachere Teilung des urnationellen Geistes, als es je in einem Volke gegeben hat, in Stämme, Völkerschaften und einzelne Städte, und durch wieder eben-

so aufsteigende Verbindung, die Verschiedenheit der Individualität zu dem regsten Zusammenwirken brachten. Griechenland stellt dadurch eine weder vorher noch nachher jemals dagewesene Idee nationeller Individualität auf, und wie in der Individualität das Geheimnis alles Daseins liegt, so beruht auf dem Grade, der Freiheit und der Eigentümlichkeit ihrer Wechselwirkung alles weltgeschichtliche Fortschreiten der Menschheit.

Zwar kann auch die Idee nur in der Naturverbindung auftreten, und so läßt sich auch bei jenen Erscheinungen eine Anzahl befördernder Ursachen, ein Übergang vom Unvollkommneren zum Vollkommneren nachweisen, und in den ungeheueren Lücken unserer Kunde mit Recht voraussetzen. Aber das Wundervolle liegt darum nicht minder im Ergreifen der ersten Richtung, dem Sprühen des ersten Funkens. Ohne diesen können keine befördernden Umstände wirken, keine Übung, kein allmähliches Vorschreiten, auch Jahrhunderte hindurch, zum Ziel führen. Die Idee kann sich nur einer geistig individuellen Kraft anvertrauen, aber daß der Keim, welchen sie in dieselbe legt, sich auf seine Weise entwickelt, daß diese Weise dieselbe bleibt, wo er in andere Individuen übergeht, daß die aus ihm aufsprießende Pflanze durch sich selbst ihre Blüte und Reife erlangt, und nachher welkt und verschwindet, wie immer die Umstände und Individuen sich gestalten mögen, dies zeigt, daß es die selbständige Natur der Idee ist, welche diesen Lauf in der Erscheinung vollendet. Auf diese Art kommen in allen verschiedenen Gattungen des Daseins, und der geistigen Erzeugung Gestalten zur Wirklichkeit, in denen sich irgend eine Seite der Unendlichkeit spiegelt, und deren Eingreifen ins Leben neue Erscheinungen hervorbringt.

Die Ideen in der Geschichte II

Für die menschliche Ansicht, welche die Pläne der Weltregierung nicht unmittelbar erspähen, sondern sie nur an den Ideen erahnden können, durch die sie sich offenbaren, ist daher alle Geschichte nur Verwirklichung einer Idee, und in der Idee liegt zugleich die Kraft und das Ziel; und so gelangt man, indem man sich bloß in die Betrachtung der schaffenden Kräfte vertieft, auf einem richtigeren Wege zu den Endursachen, welchen der Geist natürlich nachstrebt. Das Ziel der Geschichte kann nur die Verwirklichung der durch die Menschheit darzustellenden Idee sein, nach allen Seiten hin, und in allen Gestalten, in welchen sich die unendliche Form mit der Idee zu verbinden vermag, und der Lauf der Begebenheiten kann nur da abbrechen, wo beide einander nicht mehr zu durchdringen imstande sind.

So wären wir also dahin gekommen, die Ideen aufzufinden, welche den Geschichtsschreiber leiten müssen, und können nun zurückkehren zu der oben zwischen ihm und dem Künstler angestellten Vergleichung. Was diesem die Kenntnis der Natur, das Studium des organischen Baues, ist jenem die Erforschung der als handelnd und leidend im Leben auftretenden Kräfte; was diesem Verhältnis, Ebenmaß und der Begriff der reinen Form, sind jenem die sich still und groß im Zusammenhange der Weltbegebenheiten entfaltenden, aber nicht ihnen angehörenden Ideen. Das Geschäft des Geschichtsschreibers in seiner letzten, aber einfachsten Auflösung ist Darstellung des Strebens einer Idee, Dasein in der Wirklichkeit zu gewinnen. Denn nicht immer gelingt ihr dies beim ersten Versuch, nicht selten auch artet sie aus, indem sie den entgegenwirkenden Stoff nicht rein zu bemeistern vermag.

Zwei Dinge sind es, welche der Gang dieser Untersuchung festzuhalten getrachtet hat: daß in allem, was geschieht, eine nicht unmittelbar wahrnehmbare Idee waltet, daß aber diese Idee nur an den Begebenheiten selbst erkannt werden kann. Der Geschichtsschreiber darf daher nicht, alles allein in dem materiellen Stoff suchend, ihre Herrschaft von seiner Darstellung ausschließen; er muß aufs mindeste den Platz zu ihrer Wirkung offen lassen; er muß ferner, weitergehend, sein Gemüt empfänglich für sie und regsam erhalten, sie zu ahnden und zu erkennen; aber er muß vor allen Dingen sich hüten, der Wirklichkeit eigenmächtig geschaffene Ideen anzubilden, oder auch nur über dem Suchen des Zusammenhangs des Ganzen etwas von dem lebendigen Reichtum des Einzelnen aufzuopfern. Diese Freiheit und Zartheit der Ansicht muß seiner Natur so eigen geworden sein, daß er sie zur Betrachtung jeder Begebenheit mitbringt; denn keine ist ganz abgesondert vom allgemeinen Zusammenhange, und von Jeglichem, was geschieht, liegt, wie oben gezeigt worden, ein Teil außer dem Kreis unmittelbarer Wahrnehmung. Fehlt dem Geschichtsschreiber jene Freiheit der Ansicht, so erkennt er die Begebenheiten nicht in ihrem Umfang und ihrer Tiefe; mangelt ihm die schonende Zartheit, so verletzt er ihre einfache und lebendige Wahrheit.

Voraussetzung des Geschichtsverständnisses

Die Ereignisse der Geschichte liegen noch viel weniger als die Erscheinungen der Sinnenwelt so offen da, daß man sie rein abzulesen vermöchte, ihr Verständnis ist nur das vereinte Erzeugnis ihrer Beschaffenheit und des Sinnes, den der Betrachter hinzubringt, und wie bei der Kunst, läßt sich auch bei ihnen nicht alles durch bloße Verstandesoperation eines

aus dem anderen logisch herleiten und in Begriffe zerlegen; man faßt das Rechte, das Feine, das Verborgene nur auf, weil der Geist richtig, es aufzufassen, gestimmt ist. Auch der Geschichtsschreiber, wie der Zeichner, bringt nur Zerrbilder hervor, wenn er bloß die einzelnen Umstände der Begebenheiten, sie so, wie sie sich scheinbar darstellen, aneinander reihend, aufzeichnet, wenn er sich nicht strenge Rechenschaft von ihrem inneren Zusammenhange gibt, sich die Anschauung der wirkenden Kräfte verschafft, die Richtung, die sie gerade in einem bestimmten Augenblick nehmen, erkennt, die Verbindung beider mit dem gleichzeitigen Zustand und den vorhergegangenen Veränderungen nachforscht. Um dies aber zu können, muß er mit der Beschaffenheit, dem Wirken, der gegenseitigen Abhängigkeit dieser Kräfte überhaupt vertraut sein, wie die vollständige Durchschauung des Besonderen immer die Kenntnis des Allgemeinen voraussetzt, unter dem es begriffen ist. In diesem Sinn muß das Auffassen des Geschehenen von Ideen geleitet sein.

Es versteht sich indes freilich von selbst, daß diese Ideen aus der Fülle der Begebenheiten selbst hervorgehen, oder genau zu reden, durch die, mit echt historischem Sinn unternommene Betrachtung derselben im Geist entspringen, nicht der Geschichte, wie eine fremde Zugabe, geliehen werden müssen, ein Fehler, in welchen die sogenannte philosophische Geschichte leicht verfällt. Überhaupt droht der historischen Treue viel mehr Gefahr von der philosophischen, als der dichterischen Behandlung, da diese wenigstens dem Stoff Freiheit zu lassen gewohnt ist. Die Philosophie schreibt den Begebenheiten ein Ziel vor, dies Suchen nach Endursachen, man mag sie auch aus dem Wesen des Menschen und der Natur selbst ableiten wollen, stört

und verfälscht alle freie Ansicht des eigentümlichen Wirkens der Kräfte. Die teleologische Geschichte erreicht auch darum niemals die lebendige Wahrheit der Weltschicksale, weil das Individuum seinen Gipfelpunkt immer innerhalb der Spanne seines flüchtigen Daseins finden muß, und sie daher den letzten Zweck der Ereignisse nicht eigentlich in das Lebendige setzen kann, sondern es in gewissermaßen toten Einrichtungen und dem Begriff eines idealen Ganzen sucht; sei es in allgemein werdendem Anbau und Bevölkerung des Erdbodens, in zunehmender Kultur der Völker, in innigerer Verbindung aller, in endlicher Erreichung eines Zustandes der Vollkommenheit der bürgerlichen Gesellschaft, oder in irgend einer Idee dieser Art. Von allem diesem hängt zwar unmittelbar die Tätigkeit und Glückseligkeit der einzelnen ab, allein, was jede Generation davon, als durch alle vorigen errungen, empfängt, ist nicht Beweis, und nicht einmal immer gleich bildender Übungsstoff ihrer Kraft. Denn auch was Frucht des Geistes und der Sinnesart ist, Wissenschaft, Kunst, sittliche Einrichtung, verliert das Geistige und wird zur Materie, wenn nicht der Geist es immer von neuem belebt. Alle diese Dinge tragen die Natur des Gedankens in sich, der nur erhalten werden kann, indem er gedacht wird.

Zu den wirkenden und schaffenden Kräften also hat sich der Geschichtsschreiber zu wenden. Hier bleibt er auf seinem eigentümlichen Gebiet. Was er tun kann, um zu der Betrachtung der labyrinthisch verschlungenen Begebenheiten der Weltgeschichte, in seinem Gemüte eingeprägt, die Form mitzubringen, unter der allein ihr wahrer Zusammenhang erscheint, ist, diese Form von ihnen selbst abzuziehen. Der Widerspruch, der hierin zu liegen scheint, verschwindet bei näherer Betrachtung. Jedes Begreifen einer Sache

setzt, als Bedingung seiner Möglichkeit, in dem Begreifenden schon ein Analogon des nachher wirklich Begriffenen voraus, eine vorhergängige, ursprüngliche Übereinstimmung zwischen dem Subjekt und Objekt. Das Begreifen ist keineswegs ein bloßes Entwickeln aus dem ersteren, aber auch kein bloßes Entnehmen vom letzteren, sondern beides zugleich. Denn es besteht allemal in der Anwendung eines früher vorhandenen Allgemeinen auf ein Besonderes. Wo zwei Wesen durch gänzliche Kluft getrennt sind, führt keine Brücke der Verständigung von einem zum anderen, und um sich zu verstehen, muß man sich in einem anderen Sinne schon verstanden haben. Bei der Geschichte ist diese vorgängige Grundlage des Begreifens sehr klar, da alles, was in der Weltgeschichte wirksam ist, sich auch in dem Innern des Menschen bewegt. Je tiefer daher das Gemüt einer Nation alles Menschliche empfindet, je zarter, vielseitiger und reiner sie dadurch ergriffen wird, desto mehr hat sie Anlage, Geschichtsschreiber in wahrem Sinne des Wortes zu besitzen. Zu dem so Vorbereiteten muß die prüfende Übung hinzukommen, welche das Vorempfundene an dem Gegenstand berichtigend versucht, bis durch diese wiederholte Wechselwirkung die Klarheit zugleich mit der Gewißheit hervorgeht.

Auf diese Weise entwirft sich der Geschichtsschreiber durch das Studium der schaffenden Kräfte der Weltgeschichte ein allgemeines Bild der Form des Zusammenhanges aller Begebenheiten, und in diesem Kreise liegen die Ideen, von denen im vorigen die Rede war. Sie sind nicht in die Geschichte hineingetragen, sondern machen ihr Wesen selbst aus. Denn jede tote und lebendige Kraft wirkt nach den Gesetzen ihrer Natur, und alles, was geschieht, steht, dem Raum und der Zeit nach, in unzertrennlichem Zusammenhange.

Kraft, nicht Glück ist Bestimmung

Die barbarischen Völker besiegten fast immer die höher gebildeten: einseitige, kalt berechnende, unruhige Nationen ihre humaneren, sich treuer und inniger den Beschäftigungen des Friedens weihenden Nachbarn; der rohere Mann beherrscht, und oft knechtisch, das zartere Weib; das Meer wälzt seine Fluten, Vulkane ihre Schlacken auf blühend angebaute Gefilde; die Naturkraft, im Moralischen wie im Physischen, schreitet ihren Weg, die geistige stemmt sich ihr entgegen, oft mit Erfolg, aber öfter umsonst, und sucht dann, wenn sie nicht im Verzweiflungsmut untergeht, die Freiheit im Innern wieder, die sie im Äußeren verliert.

Auch würde man mit Unrecht deshalb das Schicksal anklagen, wenn auch das Schicksal das freie Walten der Kräfte regierte, und nicht vielmehr selbst das freie Walten dieser Kräfte wäre, die, als Kräfte des Alls, am Ende von selbst zu der wohltätigen Harmonie zusammenstreben, die wir als Werk des ordnenden Schicksals anzusehen gewohnt sind. Jenes Überwältigen des Besseren durch unwiderstehliche Gewalt zertrümmert das augenblickliche Glück, aber vermehrt die innere Kraft, sie weckend und in sich zurückdrängend; und nicht, oft und meistenteils heilsames Unglück, am wenigstens des Augenblicks, sondern Schwäche und Entartung sollen in der moralischen Welt vermieden werden. Nicht auf Glück kommt es in ihr an, sondern auf selbständige, harmonische, aus Edlem entspringende und zu Edlem fortschreitende Kraft, aus der unmittelbar, mitten in und trotz aller Ereignisse des Zufalls, Glück und Heiterkeit von selbst hervorgehen. Das eigentliche tiefe und innige Verlangen einer wahrhaft menschlichen Brust ist, zu sein, wozu die Natur die Anlage in sie gesenkt hat, ihre Bestimmung zu er-

füllen, und sei es auch durch unaufhörliches Entbehren und Leiden. Wenn die wirklich höhere Kraft einem schlechteren Widersacher erliegt, unterwirft sie sich nur, weil sie nicht mehr zu widerstehen vermag, aber macht nie in schimpflichem Vertrage ihre Sache mit der seinigen gemein, sammelt sich vielmehr mit verdoppelter Anstrengung in sich selbst, wählt sich mühsamer gesuchte und darum wundervollere Bahnen, und beherrscht, nachdem sie ihrem Sieger augenblicklich gewichen ist, ihn zuletzt durch das langsame, aber mächtige Ausstrahlen ihres Geistes und ihrer Trefflichkeit.

Der Geschichtsschreiber als Künstler

Die Aufgabe des Geschichtsschreibers ist die Darstellung des Geschehenen. Je reiner und vollständiger ihm diese gelingt, desto vollkommener hat er jene gelöst. Die einfache Darstellung ist zugleich die erste, unerläßliche Forderung seines Geschäftes, und das Höchste, was er zu leisten vermag. Von dieser Seite betrachtet, scheint er nur auffassend und wiedergebend, nicht selbsttätig und schöpferisch.

Das Geschehene aber ist nur zum Teil in der Sinnenwelt sichtbar, das übrige muß hinzuempfunden, geschlossen, erraten werden. Was davon erscheint, ist zerstreut, abgerissen, vereinzelt; was dies Stückwerk verbindet, das einzelne in sein wahres Licht stellt, dem Ganzen Gestalt gibt, bleibt der unmittelbaren Beobachtung entrückt. Sie kann nur die einander begleitenden und aufeinander folgenden Umstände wahrnehmen, nicht, den inneren ursächlichen Zusammenhang selbst, auf dem doch allein auch die innere Wahrheit beruht. Wenn man die unbedeutendste Tatsache zu erzählen versucht, aber streng nur das sagen will, was sich wirklich zugetragen hat, so bemerkt

man bald, wie ohne die höchste Vorsicht im Wählen und Abmessen der Ausdrücke, sich überall kleine Bestimmungen über das Vorgegangene hinaus einmischen, woraus Falschheiten oder Unsicherheiten entstehen. Selbst die Sprache trägt dazu bei, da ihr, die aus der ganzen Fülle des Gemüts quillt, oft Ausdrücke fehlen, die von allen Nebenbegriffen frei sind. Daher ist nichts so selten, als eine buchstäblich wahre Erzählung, nichts so sehr der Beweis eines gesunden wohlgeordneten, rein absondernden Kopfes, und einer freien, objektiven Gemütsstimmung; daher gleicht die historische Wahrheit gewissermaßen den Wolken, die erst in der Ferne vor den Augen Gestalt erhalten; und daher sind die Tatsachen der Geschichte in ihren einzelnen verknüpfenden Umständen wenig mehr, als die Resultate der Überlieferung und Forschung, die man übereingekommen ist, für wahr anzunehmen, weil sie, am meisten wahrscheinlich in sich, auch am besten in den Zusammenhang des ganzen paßt.

Mit der nackten Absonderung des wirklich Geschehenen ist aber noch kaum das Gerippe der Begebenheit gewonnen. Was man durch sie erhält, ist die notwendige Grundlage der Geschichte, der Stoff zu derselben, aber nicht die Geschichte selbst. Dabei stehen bleiben, hieße die eigentliche, innere, in dem ursächlichen Zusammenhang gegründete Wahrheit einer äußeren, buchstäblichen, scheinbaren aufopfern, gewissen Irrtum wählen, um noch ungewisser Gefahr des Irrtums zu entgehen. Die Wahrheit alles Geschehenen beruht auf dem Hinzukommen jenes obenerwähnten unsichtbaren Teils jeder Tatsache, und diesen muß daher der Geschichtsschreiber hinzufügen. Von dieser Seite betrachtet, ist er selbsttätig und sogar schöpferisch, zwar nicht, indem er hervorbringt, was nicht vorhanden ist, aber indem er aus eigener Kraft

bildet, was er, wie es wirklich ist, nicht mit bloßer Empfänglichkeit wahrnehmen konnte. Auf verschiedene Weise, aber ebensowohl als der Dichter muß er das zerstreut Gesammelte in sich zu einem Ganzen verarbeiten.

Es mag bedenklich scheinen, die Gebiete des Geschichtsschreibers und Dichters sich auch nur in einem Punkte berühren zu lassen. Allein die Wirksamkeit beider ist unleugbar eine verwandte. Denn wenn der erstere, nach dem vorigen, die Wahrheit des Geschehenen durch die Darstellung nicht anders erreicht, als indem er das Unvollständige und Zerstückelte der unmittelbaren Beobachtung ergänzt und verknüpft, so kann er dies, wie der Dichter, nur durch die Phantasie. Da er aber diese der Erfahrung und der Ergründung der Wirklichkeit unterordnet, so liegt darin der, jede Gefahr aufhebende, Unterschied. Sie wirkt in dieser Unterordnung nicht als reine Phantasie, und heißt darum richtiger Ahndungsvermögen und Verknüpfungsgabe. Doch wäre hiermit allein der Geschichte noch ein zu niedriger Standpunkt angewiesen. Die Wahrheit des Geschehenen scheint wohl einfach, ist aber das Höchste, was gedacht werden kann. Denn wenn sie ganz errungen würde, so läge in ihr enthüllt, was alles Wirkliche, als eine notwendige Kette, bedingt. Nach dem Notwendigen muß daher auch der Geschichtsschreiber streben, nicht den Stoff, wie der Dichter, unter die Herrschaft der Form der Notwendigkeit geben, aber die Ideen, welche ihre Gesetze sind, unverrückt im Geiste behalten, weil er, nur von ihnen durchdrungen, ihre Spur bei der reinen Erforschung des Wirklichen in seiner Wirklichkeit finden kann.

Der Geschichtsschreiber umfaßt alle Fäden irdischen Wirkens und alle Gepräge überirdischer Ideen;

die Summe des Daseins ist, näher oder entfernter, der Gegenstand seiner Bearbeitung, und er muß daher auch alle Richtungen des Geistes verfolgen. Spekulation, Erfahrung und Dichtung sind aber nicht abgesonderte, einander entgegengesetzte und beschränkende Tätigkeiten des Geistes, sondern verschiedene Strahlseiten derselben.

Zwei Wege also müssen zugleich eingeschlagen werden, sich der historischen Wahrheit zu nähern: die genaue, parteilose, kritische Ergründung des Geschehenen, und das Verbinden des Erforschten, das Ahnden des durch jene Mittel nicht Erreichbaren. Wer nur dem ersten dieser Wege folgt, verfehlt das Wesen der Wahrheit selbst, wer dagegen gerade diesen über dem zweiten vernachlässigt, läuft Gefahr, sie im einzelnen zu verfälschen. Auch die schlichte Naturbeschreibung kommt nicht aus mit der Herzählung und Schilderung der Teile, dem Messen der Seiten und Winkel, es liegt noch ein lebendiger Hauch auf dem Ganzen, es spricht ein innerer Charakter aus ihm, die sich beide nicht messen, sich bloß beschreiben lassen. Auch sie wird zu dem zweiten Mittel zurückgedrängt, welches für sie die Vorstellung der Form des allgemeinen und individuellen Daseins der Naturkörper ist. Es soll, auch in der Geschichte, durch jenen zweiten Weg nichts einzelnes gefunden, noch weniger etwas hinzu gedichtet werden. Der Geist soll nur dadurch, daß er sich die Form alles Geschehenen zu eigen macht, den wirklich erforschbaren Stoff besser verstehen, mehr in ihm erkennen lernen, als es die bloße Verstandesoperation vermag. Auf diese Assimilation der forschenden Kraft und des zu erforschenden Gegenstandes kommt allein alles an. Je tiefer der Geschichtsforscher die Menschheit und ihr Wirken durch Genie und Studium begreift, oder je menschlicher er

durch Natur und Umstände gestimmt ist, und je reiner er seine Menschlichkeit walten läßt, desto vollständiger löst er die Aufgabe seines Geschäftes. Dies beweisen die Chroniken. Bei vielen entstellten Tatsachen und manchen sichtbaren Märchen kann den guten unter ihnen niemand einen Grund gerade der echtesten historischen Wahrheit absprechen. An sie schließen sich die älteren unter den sogenannten Memoiren an, obgleich die enge Beziehung auf das Individuum in ihnen schon oft der allgemeinen auf die Menschheit Eintrag tut, den die Geschichte, auch bei Bearbeitung eines einzelnen Punktes, fordert.

Außerdem, daß die Geschichte, wie jede wissenschaftliche Beschäftigung, vielen untergeordneten Zwekken dient, ist ihre Bearbeitung nicht weniger, als Philosophie und Dichtung, eine freie, in sich vollendete Kunst. Das ungeheuere Gewühl der sich drängenden Weltbegebenheiten, zum Teil hervorgehend aus der Beschaffenheit des Erdbodens, der Natur der Menschheit, dem Charakter der Nationen und Individuen, zum Teil wie aus dem Nichts entsprungen, und wie durch ein Wunder gepflanzt, abhängig von dunkel geahndeten Kräften, und sichtbar durchwaltet von ewigen, tief in der Brust des Menschen gewurzelten Ideen, ist ein Unendliches, das der Geist niemals in eine Form zu bringen vermag, das ihn aber immer reizt, es zu versuchen, und ihm Stärke gibt, es teilweise zu vollenden. Wie die Philosophie nach dem ersten Grunde der Dinge, die Kunst nach dem Ideale der Schönheit, so strebt die Geschichte nach dem Bilde des Menschenschicksals in treuer Wahrheit, lebendiger Fülle, und reiner Klarheit, von einem dergestalt auf den Gegenstand gerichteten Gemüt empfunden, daß sich die Ansichten, Gefühle und Ansprüche der Persönlichkeit darin verlieren und auflösen. Diese Stimmung

hervorzubringen und zu nähren, ist der letzte Zweck des Geschichtsschreibers, den er aber nur dann erreicht, wenn er seinen nächsten, die einfache Darstellung des Geschehenen, mit gewissenhafter Treue verfolgt.

Denn der Sinn für die Wirklichkeit ist es, den er zu wecken, und zu beleben bestimmt ist, und sein Geschäft wird subjektiv durch die Entwicklung dieses Begriffs, sowie objektiv durch den der Darstellung umschrieben. Jede geistige Bestrebung, wodurch auf den ganzen Menschen gewirkt wird, besitzt etwas, das man ihr Element, ihre wirkende Kraft, das Geheimnis ihres Einflusses auf den Geist nennen kann, und was von den Gegenständen, die sie in ihren Kreis zieht, so sichtbar verschieden ist, daß sie oft nur dienen, dieses auf neue und veränderte Weise vor das Gemüt zu bringen. In der Mathematik ist dies die Isolierung auf Zahl und Linie, in der Metaphysik die Abstraktion von aller Erfahrung, in der Kunst die wundervolle Behandlung der Natur, daß alles aus ihr genommen scheint und doch nichts auf gleiche Weise in ihr gefunden wird. Das Element, worin sich die Geschichte bewegt, ist der Sinn für die Wirklichkeit, und in ihm liegen das Gefühl der Flüchtigkeit des Daseins in der Zeit, und der Abhängigkeit von vorhergegangenen und begleitenden Ursachen, dagegen das Bewußtsein der inneren geistigen Freiheit, und das Erkennen der Vernunft, daß die Wirklichkeit, ihrer scheinbaren Zufälligkeit ungeachtet, dennoch durch innere Notwendigkeit gebunden ist. Wenn man im Geist auch nur ein Menschenleben durchläuft, wird man von diesen verschiedenen Momenten, durch welche die Geschichte anregt und fesselt, ergriffen, und der Geschichtsschreiber muß, um die Aufgabe seines Geschäftes zu lösen, die

Begebenheiten so zusammenstellen, daß sie das Gemüt auf ähnliche Weise, als die Wirklicheit selbst, bewegen.

Von dieser Seite ist die Geschichte dem handelnden Leben verwandt. Sie dient nicht sowohl durch einzelne Beispiele des zu Befolgenden oder Verhütenden, die oft irre führen und selten belehren. Ihr wahrer und unermeßlicher Nutzen ist es, mehr durch die Form, die an den Begebenheiten hängt, als durch sie selbst, den Sinn für die Behandlung der Wirklichkeit zu beleben und zu läutern, zu verhindern, daß er nicht in das Gebiet bloßer Ideen überschweife, und ihn doch durch Ideen zu regieren, auf dieser schmalen Mittelbahn aber dem Gemüt gegenwärtig zu erhalten, daß es kein anderes erfolgreiches Eingreifen in den Drang der Begebenheiten gibt, als mit hellem Blick das Wahre in der jedesmal herrschenden Ideenrichtung zu erkennen, und sich mit festem Sinn daran anzuschließen.

Diese innere Wirkung muß die Geschichte immer hervorbringen, was auch ihr Gegenstand sein möge, ob sie ein zusammenhängendes Gewebe von Begebenheiten, oder eine einzelne erzähle. Der Geschichtsschreiber, der dieses Namens würdig ist, muß jede Begebenheit als Teil eines Ganzen, oder, was dasselbe ist, an jeder die Form der Geschichte überhaupt darstellen.

Die Alten und die Modernen

Das höchste Ideal des Zusammenexistierens menschlicher Wesen wäre mir dasjenige, in dem jedes nur aus sich selbst, und um seiner selbst willen sich entwickelte. Physische und moralische Natur würden diese Menschen schon noch aneinander führen, und wie die Kämpfe des Kriegs ehrenvoller sind, als die der Arena, wie die Kämpfe erbitterter Bürger höheren

Ruhm gewähren, als die getriebener Mietsoldaten, so würde auch das Ringen der Kräfte dieser Menschen die höchste Energie zugleich beweisen und erzeugen.

Ist es nicht eben das, was uns an das Zeitalter Griechenlands und Roms, und jedes Zeitalter allgemein an ein entfernteres, hingeschwundenes so namenlos fesselt? Ist es nicht vorzüglich, daß diese Menschen härtere Kämpfe mit dem Schicksal, härtere mit Menschen zu bestehen hatten? Das die größere ursprüngliche Kraft und Eigentümlichkeit einander begegnete, und neue wunderbare Gestalten schuf? Jedes folgende Zeitalter — und in wie viel schnelleren Graden muß dieses Verhältnis von jetzt an steigen? — muß den vorigen an Mannigfaltigkeit nachstehen, an Mannigfaltigkeit der Natur — die ungeheuren Wälder sind ausgehauen, die Moräste getrocknet usf. — an Mannigfaltigkeit der Menschen, durch die immer größere Mitteilung und Vereinigung der menschlichen Werke, durch die beiden vorigen Gründe[1]. Dies ist eine der vorzüglichsten Ursachen welche die Idee des Neuen, Ungewöhnlichen, Wunderbaren so viel seltener, das Staunen, Erschrecken beinahe zur Schande, und die Erfindung neuer, noch unbekannter Hilfsmittel, selbst nur plötzliche, unvorbereitete und dringende Entschlüsse bei weitem seltener notwendig macht. Denn teils ist das Andringen der äußeren Umstände gegen den Menschen, welcher mit mehr Werkzeugen, ihnen zu begegnen, versehen ist, minder groß; teils ist es nicht mehr gleich möglich, ihnen allein durch diejenigen Kräfte Widerstand zu leisten, welche die Natur jedem gibt, und die er nur zu benutzen braucht; teils endlich macht das ausgearbeitetere Wissen das Erfinden weniger notwendig, und das Lernen stumpft selbst die Kraft dazu ab. Dagegen

[1] Eben dies bemerkt einmal Rousseau im Emil.

ist es unleugbar, daß, wenn die physische Mannigfaltigkeit geringer wurde, eine bei weitem reichere und befriedigendere intellektuelle und moralische an ihre Stelle trat, und daß Gradationen und Verschiedenheiten von unserm mehr verfeinten Geiste wahrgenommen und unserm, wenngleich nicht ebenso stark gebildeten, doch reizbaren kultivierten Charakter ins praktische Leben übergetragen werden, die auch vielleicht den Weisen des Altertums, oder doch wenigstens nur ihnen nicht, unbemerkt geblieben wären. Es ist im ganzen Menschengeschlecht, wie im einzelnen Menschen gegangen. Das Gröbere ist abgefallen, das Feinere ist geblieben. Und so wäre es ohne allen Zweifel segenvoll, wenn das Menschengeschlecht ein Mensch wäre, oder die Kraft eines Zeitalters ebenso als seine Bücher oder Erfindungen auf das folgende überginge. Allein dies ist bei weitem der Fall nicht. Freilich besitzt nun auch unsere Verfeinerung eine Kraft, und die vielleicht jene gerade um den Grad ihrer Feinheit an Stärke übertrifft; aber es fragt sich, ob nicht die frühere Bildung durch das Gröbere immer vorangehen muß? Überall ist doch die Sinnlichkeit der erste Keim, wie der lebendigste Ausdruck alles Geistigen. Und wenn es auch nicht hier der Ort ist, selbst nur den Versuch dieser Erörterung zu wagen, so folgt doch gewiß soviel aus dem Vorigen, daß man wenigstens diejenige Eigentümlichkeit und Kraft, nebst allen Nahrungsmitteln derselben, welche wir noch besitzen, sorgfältigst bewachen müsse.

VOLKSPSYCHOLOGIE

Deutsche und Franzosen

Es gibt eine Eigenschaft, die dem Franzosen vorzugsweise vor dem Deutschen eigen ist, und in der der letztere viel von dem ersteren lernen könnte . . . die *Besonnenheit*, die so wenig bloß ruhig ist, daß sie ihm auch in der höchsten Bewegung nicht fehlt. Der Deutsche ist so oft in dem Falle sich zu schämen; der Franzose äußerst selten; und ich sage dies hier gar nicht ironisch. Wir Deutsche unterscheiden immer ganz bestimmt, zwei gleichsam ganz verschiedene Welten, eine unsichtbare und eine sichtbare, ein inneres und ein äußeres Dasein, und vergessen sehr oft, daß wir, indem wir reden, schreiben und handeln, aus dem ersteren heraustreten. Dadurch sind wir dunkel, oft (da wir uns so oft nur als Natur zeigen) unfein, und beinahe immer formlos. Bei den Franzosen ist es gerade das Gegenteil, sie berechnen alles auf die Wirkung, und dies ist es, was, im Großen und Kleinen, ihnen die politischen und gesellschaftlichen Vorteile über ihre Nachbarn gibt. Man verfolge nur mit rücksichtsloser Kälte einen Zweck, und man wird ihn immer erreichen. Wer immer nur darauf denkt, wie er handeln, wenig, wie er sein will, der wird in dem äußeren Leben unfehlbar sein.

Aber es wird dadurch doch zugleich etwas bei weitem Achtungswürdigeres erreicht. Diese Rücksicht auf den Gebrauch und das äußere Leben hindert vielleicht das tiefe Forschen nach Wahrheit, aber es bewahrt auch vor einer Menge Schimären und erleichtert die Verbreitung des wirklich gefundenen; sie

lähmt vielleicht den hohen und idealischen Flug der Empfindung, aber sie bricht auch die Gewalt des rohen Naturtriebs; und vor allem bringt sie das Streben nach einer gewissen Kunstform hervor, welches nicht nur der allgemeinen Politur, sondern auch der Kunst in ihrem echtesten Begriffe äußerst wesentlich ist. Diese größere Kunstmäßigkeit ist in der Tat in ihren Schauspielern, in ihren Dichtern, in ihren Prosaisten, ja selbst im Umgange und im täglichen Gespräch äußerst auffallend, und macht, daß ihnen eigentlich alle übrigen Nationen auf gewisse Weise roh vorkommen müssen.

Deutsche und Griechen

Die Deutschen besitzen das unstreitige Verdienst, die griechische Bildung zuerst treu aufgefaßt und tief gefühlt zu haben; zugleich aber lag in ihrer Sprache schon vorgebildet das geheimnisvolle Mittel da, ihren wohltätigen Einfluß weit über den Kreis der Gelehrten hinaus auf einen beträchtlichen Teil der Nation verbreiten zu können. Andere Nationen sind hierin nie gleich glücklich gewesen, oder wenigstens haben ihre Vertraulichkeit mit den Griechen weder in Kommentaren, noch Übersetzungen, noch Nachahmungen, noch endlich (worauf es am meisten ankommt) in dem übergegangenen Geiste des Altertums auf ähnliche Art bewiesen. Deutsche knüpft daher seitdem ein ungleich festeres und engeres Band an die Griechen, als an irgend eine andere, auch bei weitem näher liegende Zeit oder Nation.

Griechen und Germanen

Wie die Begebenheiten des Menschengeschlechts jetzt vor uns daliegen, so verdanken wir alles, was wir sind, im Ganzen zwei Völkerstämmen: den grie-

chischen und den germanischen. Beide haben der alten und der neuen Zeit das Gepräge ihrer Eigentümlichkeiten sichtbar aufgedrückt. Jene, phantasiereich, genievoll und heldenmütig, haben der Bewunderung der Nachwelt Gesänge, Lehren und Taten hinterlassen, aber sie waren nicht gemacht, um durch gleichförmige Beharrlichkeit dauerhafte Gebäude aufzuführen; die innere Kraft, die aus ihnen so mächtig hervorstrahlt, wirkt wieder nur auf die innere zurück. Diese legten durch ihren Mut und ihre Festigkeit, durch ihre weite Verbreitung und ihre kühne Freiheitsliebe, und vorzüglich durch die beschränkte Gleichförmigkeit, die nur für eine Lebensweise Sinn hatte, und ewig in einer beharrte, den Grund zu der heutigen politischen Verfassung. Da es ihren Sitten gemäß war, daß immer eine Menge kleiner Gemeinheiten in einem gewissen Grade gegenseitiger Abhängigkeit und Unabhängigkeit nebeneinander bestanden, so erhielt sich dadurch mehr Bewegung und Mannigfaltigkeit, und da das Schicksal mehr als vorher Begebenheiten herbeiführte, die auf einmal eine ganze Masse von Stämmen und Nationen erschütterten, so nahm der Verkehr unter den Menschen und mit diesem die Menge der Bedürfnisse und der Befriedigungsmittel zu. So sind die Verhältnisse dauerhafter, und die Gegenstände des Besitzes zahlreicher und vielfacher geworden, und die mittlere Zeit hat einen ebenso mächtigen und ausschließenden Einfluß auf den äußeren Zustand, als die alte auf die innere Bildung der Menschheit ausgeübt.

Deutscher Charakter

Der Deutsche, tadelt man gemeinhin, ahmt, mit Verleugnung seiner innern Originalität, andern Nationen zu sklavisch nach, und gibt ihnen selbst, indem

er den Kampf mutwillig auf ein ihm fremdes Gebiet versetzt, einen leichten Sieg in die Hände. Für den gegenwärtigen Augenblick ist nichts gegen diesen Vorwurf zu sagen. Aber bei einem weiter aussehenden Blick zeigt sich diese Nachahmung als eine vorübergehende Erscheinung und als ein Extrem einer sonst Bewunderung und Nacheiferung verdienenden Eigenschaft, und erscheint vielmehr, da sie nicht aus Mangel an Kraft, sondern nur aus Mangel an einer entscheidenden Naturbestimmung entsteht, welcher der Beurteilung des Verstandes und der Stärke des Willens ein wohltätiges Übergewicht erlaubt, als ein edles Streben nach idealischer Vielseitigkeit.

Nachteil und Vorzug unserer Zeit

Der gefühlvolle Kenner des Altertums, der die harmonische Ausbildung aller Kräfte, die edle Freiheit der Gesinnungen, die Entfernung von allen niedrigen Beschäftigungen, den edlen Müßiggang und die hohe Schätzung des inneren Menschen unter den Griechen mit frohem Erstaunen bewundert, wird nicht ohne Scham und Niedergeschlagenheit bemerken, daß unter uns fast jeder nur einzelne Anlagen einseitig entwickelt, daß die Freiheit des Geistes mancherlei Fesseln erduldet, daß eine mühselige Geschäftigkeit einen großen Teil unseres Lebens hinwegnimmt, und die innere Ausbildung nicht selten der äußeren Wirksamkeit nachgesetzt wird. Er wird in den Aufwallungen eines edlen Eifers diese Richtung unsers Zeitalters verdammen, und jene glücklichere Periode zurückwünschen. Untersucht er aber die stufenweise Entwicklung des menschlichen Geistes, von seinen ersten Fortschritten an, so wird er finden, daß der Mensch notwendig immer von der Charaktereinheit, die nur der Einbildungskraft und der Empfindung

angehört, durch die einseitige Entwicklung einzelner Kräfte zu der wahren Vollendung durch Vernunft vorzuschreiten vermag, und er wird nun den Nutzen der scheinbaren Einseitigkeit kennen lernen, welche unserm Zeitalter so oft zum Vorwurf gemacht wird.

SPRACHPHILOSOPHIE

Sprache als Bindemittel des Ich und des Allgemeinen

Eine Nation in diesem Sinne ist eine durch eine bestimmte Sprache charakterisierte geistige Form der Menschheit, in Beziehung auf idealische Totalität individualisiert. In allem, was die menschliche Brust bewegt, namentlich aber in der Sprache, liegt nicht nur ein Streben nach Einheit und Allheit, sondern auch eine Ahndung, ja eine innere Überzeugung, daß das Menschengeschlecht, trotz aller Trennung, aller Verschiedenheit, dennoch in seinem Urwesen und seiner letzten Bestimmung unzertrennlich und eins ist. Die Sehnsucht in allen konkreten Gestalten, die sie in dem ewig untermischt sinnlich und geistig angeregten Menschen annimmt, ist, sowie sie auf Ergänzung des vereinzelten Daseins geht, Aushauch dieses einen Gefühls. Die Individualität zerschlägt, aber auf eine so wunderbare Weise, daß sie gerade durch die Trennung das Gefühl der Einheit weckt, ja als ein Mittel erscheint, diese wenigstens in der Idee herzustellen. Das Menschengeschlecht kann nicht als zu einem Zwecke bestimmt angesehen werden, der, wie ein Werk, oder die Befolgung eines Gebots, die innere Übereinstimmung mit einer Maxime einmal seinen Endpunkt erreicht. Es ist zu einem Entwicklungsgange bestimmt, in dem wir keinen endlichen Stillstand an erreichtem Ziele wahrnehmen, der vielmehr jeden solchen Stillstand, seiner Idee selbst nach, zurückweist. Denn tief innerlich nach jener Einheit und Allheit ringend, möchte der Mensch über die trennenden

Schranken seiner Individualität hinaus, muß aber gerade, da er, gleich dem Riesen, der nur von der Berührung der mütterlichen Erde seine Kraft empfängt, nur in ihr Stärke besitzt, seine Individualität in diesem höheren Ringen erhöhen. Er macht also immer zunehmende Fortschritte in einem in sich unmöglichen Streben. Hier kommt ihm nun auf eine wahrhaft wunderbare Weise die Sprache zu Hilfe, die auch verbindet, indem sie vereinzelt, und in die Hülle des individuellsten Ausdrucks die Möglichkeit allgemeinen Verständnisses einschließt. Die Sprachen aber werden nur von Nationen erzeugt, fest gehalten und verändert, die Verteilung des Menschengeschlechts nach Nationen ist nur seine Verteilung nach Sprachen, und auf diese Weise ist sie es allein, welche die sich in Individualität der Allheit nähernde Entwicklung der Menschheit zu begünstigen vermag. Dasselbe Streben, welches das Innere des Menschen zur Einheit hinlenkt, sucht auch äußerlich sein ganzes Geschlecht zu verbinden, und so ist sie in allen Beziehungen ein vermittelndes, verknüpfendes, ihn vor der Entartung durch Vereinzelung bewahrendes Prinzip. Der einzelne, wo, wann und wie er lebt, ist ein abgerissenes Bruchstück seines ganzen Geschlechts, und die Sprache beweist und unterhält diesen ewigen, die Schicksale des einzelnen und die Geschichte der Welt leitenden Zusammenhang.

Sprache und Bildung

Die Sprache muß zwar, meiner vollsten Überzeugung nach, als unmittelbar in den Menschen gelegt, angesehen werden; denn als Werk seines Verstandes in der Klarheit des Bewußtseins ist sie durchaus unerklärbar. Es hilft nicht, zu ihrer Erfindung Jahrtausende und abermals Jahrtausende einzuräumen.

Die Sprache ließe sich nicht erfinden, wenn nicht ihr Typus schon in dem menschlichen Verstande vorhanden wäre. Damit der Mensch nur ein einziges Wort wahrhaft, nicht als bloßen sinnlichen Anstoß, sondern als artikulierten, einen Begriff bezeichnenden Laut verstehe, muß schon die Sprache ganz, und im Zusammenhange in ihm liegen. Es gibt nichts einzelnes in der Sprache, jedes ihrer Elemente kündigt sich nur als Teil eines Ganzen an. So natürlich die Annahme allmählicher Ausbildung der Sprachen ist, so konnte die Erfindung nur mit einem Schlage geschehen. Der Mensch ist nur Mensch durch Sprache; um aber die Sprache zu erfinden, müßte er schon Mensch sein. So wie man wähnt, daß dies allmählich und stufenweise, gleichsam umzechig, geschehen, durch einen Teil mehr erfundener Sprache der Mensch mehr Mensch werden, und durch diese Steigerung wieder mehr Sprache erfinden könnte, verkennt man die Untrennbarkeit des menschlichen Bewußtseins und der menschlichen Sprache, und die Natur der Verstandeshandlung, welche zum Begreifen eines einzigen Wortes erfordert wird, aber hernach hinreicht, die ganze Sprache zu fassen. Darum aber darf man sich die Sprache nicht als etwas fertig Gegebenes denken, da sonst ebensowenig zu begreifen wäre, wie der Mensch die gegebene verstehen und sich ihrer bedienen könnte. Sie geht notwendig aus ihm selbst hervor, und gewiß auch nur nach und nach, aber so, daß ihr Organismus nicht zwar, als eine tote Masse, im Dunkel der Seele liegt, aber als Gesetz die Funktionen der Denkkraft bedingt, und mithin das erste Wort schon die ganze Sprache antönt und voraussetzt. Wenn sich daher dasjenige, wovon es eigentlich nichts Gleiches im ganzen Gebiete des Denkbaren gibt, mit etwas anderem vergleichen läßt, so kann man an den Natur-

instinkt der Tiere erinnern, und die Sprache einen intellektuellen der Vernunft nennen. So wenig sich der Instinkt der Tiere aus ihren geistigen Anlagen erklären läßt, ebensowenig kann man für die Erfindung der Sprachen Rechenschaft geben aus den Begriffen, und dem Denkvermögen der rohen und wilden Nationen, welche ihre Schöpfer sind. Ich habe mir daher nie vorstellen können, daß ein sehr konsequenter, und in seiner Mannigfaltigkeit künstlicher Sprachbau große Gedankenübung voraussetzen, und eine verloren gegangene Bildung beweisen sollte. Aus dem rohesten Naturstande kann eine solche Sprache, die selbst Produkt der Natur, aber der Natur der menschlichen Vernunft ist, hervorgehen. Konsequenz, Gleichförmigkeit, auch bei verwickeltem Bau, ist überall Gepräge der Erzeugnisse der Natur, und die Schwierigkeit, sie hervorzubringen, ist nicht die hauptsächlichste. Die wahre Ursache der Spracherfindung liegt nicht sowohl in der Aneinanderreihung und Unterordnung einer Menge sich aufeinander beziehender Verhältnisse, als vielmehr in der unergründlichen Tiefe der einfachen Verstandeshandlung, die überhaupt zum Verstehen und Hervorbringen der Sprache auch in einem einzigen ihrer Elemente gehört. Ist dies gegeben, so folgt alles übrige von selbst, und es kann nicht erlernt werden, muß ursprünglich im Menschen vorhanden sein. Der Instinkt des Menschen aber ist minder gebunden, und läßt dem Einfluß der Individualität Raum. Daher kann das Werk des Vernunftinstinkts zu größerer oder geringerer Vollkommenheit gedeihen, da das Erzeugnis des tierischen eine stetigere Gleichförmigkeit bewahrt, und es widerspricht nicht dem Begriffe der Sprache, daß einige in dem Zustande, in welchem sie uns erscheinen, der vollendeten Ausbildung wirklich unfähig wären. Die Er-

fahrung bei Übersetzungen aus sehr verschiedenen Sprachen, und bei dem Gebrauche der rohesten und ungebildetsten zur Unterweisung in den geheimnisvollsten Lehren einer geoffenbarten Religion zeigt zwar, daß sich, wenn auch mit großen Verschiedenheiten des Gelingens, in jeder jede Ideenreihe ausdrücken läßt. Dies aber ist bloß eine Folge der allgemeinen Verwandtschaft aller, und der Biegsamkeit der Begriffe und ihrer Zeichen. Für die Sprachen selbst und ihren Einfluß auf die Nationen beweist nur, was aus ihnen natürlich hervorgeht; nicht das, wozu sie gezwängt werden können, sondern das, wozu sie einladen und begeistern.

Sprache und Bewußtsein

Das Wort, welches den Begriff erst zu einem Individuum der Gedankenwelt macht, fügt zu ihm bedeutend von dem seinigen hinzu, und indem die Idee durch dasselbe Bestimmtheit empfängt, wird sie zugleich in gewissen Schranken gefangen gehalten. Aus seinem Laute, seiner Verwandtschaft mit anderen Wörtern ähnlicher Bedeutung, dem meistenteils in ihm zugleich enthaltenen Übergangsbegriff zu dem neu bezeichneten Gegenstande, welchem man es aneignet, und seinen Nebenbeziehungen auf die Wahrnehmung, oder Empfindung entsteht ein bestimmter Eindruck, und indem dieser zur Gewohnheit wird, trägt er ein neues Moment zur Individualisierung des in sich unbestimmteren, aber auch freieren Begriffs hinzu. Denn an jedes irgend bedeutendere Wort knüpfen sich die nach und nach durch dasselbe angeregten Empfindungen, die gelegentlich hervorgebrachten Anschauungen und Vorstellungen, und verschiedene Wörter zusammen bleiben sich auch in den Verhältnissen der Grade gleich, in welchen sie ein-

wirken. So wie ein Wort ein Objekt zur Vorstellung bringt, schlägt es auch, obschon oft unmerklich, eine, zugleich seiner Natur und der des Objektes entsprechende Empfindung an, und die ununterbrochene Gedankenreihe im Menschen ist von einer ebenso ununterbrochenen Empfindungsfolge begleitet, die allerdings durch die vorgestellten Objekte, allein zunächst, und dem Grade, und der Farbe nach, durch die Natur der Wörter und der Sprache bestimmt wird. Das Objekt, dessen Erscheinung im Gemüt immer ein durch die Sprache individualisierter, stets gleichmäßig wiederkehrender Eindruck begleitet, wird auch in sich auf eine dadurch modifizierte Art vorgestellt. Im einzelnen ist dies wenig bemerkbar, aber die Macht der Wirkung im ganzen liegt in der Gleichmäßigkeit, und beständigen Wiederkehr des Eindrucks. Denn indem sich der Charakter der Sprache an jeden Ausdruck und jede Verbindung von Ausdrücken heftet, erhält die ganze Masse der Vorstellungen eine von ihm herrührende Farbe.

Wort und Sache

Da die Sprache zugleich Abbild und Zeichen, nicht ganz Produkt des Eindrucks der Gegenstände, und nicht ganz Erzeugnis der Willkür der Redenden ist, so tragen alle besonderen in jedem ihrer Elemente Spuren der ersteren dieser Eigenschaften, aber die jedesmalige Erkennbarkeit dieser Spuren beruht, außer ihrer eigenen Deutlichkeit, auf der Stimmung des Gemüts, das Wort mehr als Abbild, oder mehr als Zeichen nehmen zu wollen. Denn das Gemüt kann, vermöge der Kraft der Abstraktion, zu dem letzteren gelangen, es kann aber auch, indem es alle Pforten seiner Empfänglichkeit öffnet, die volle Einwirkung des eigentümlichen Stoffes der Sprache aufnehmen.

Der Redende kann durch seine Behandlung zu dem einen und dem andern die Richtung geben, und der Gebrauch eines dichterischen, der Prosa fremden Ausdrucks hat oft keine andere Wirkung, als das Gemüt zu stimmen, ja nicht die Sprache als Zeichen anzusehen, sondern sich ihr in ihrer ganzen Eigentümlichkeit hinzugeben. Will man diesen zwiefachen Gebrauch der Sprache in Gattungen einander gegenüberstellen, welche ihn schärfer trennen, als er es in der Wirklichkeit sein kann, so läßt sich der eine der wissenschaftliche, der andere der rednerische nennen. Der erstere ist zugleich der der Geschäfte, der letztere der des Lebens in seinen natürlichen Verhältnissen. Denn der freie Umgang löst die Bande, welche die Empfänglichkeit des Gemüts gefesselt halten könnten. Der wissenschaftliche Gebrauch im hier angenommenen Sinne, ist nur auf die Wissenschaften der reinen Gedankenkonstruktion, und auf gewisse Teile und Behandlungsarten der Erfahrungswissenschaften anwendbar; bei jeder Erkenntnis, welche die ungeteilten Kräfte des Menschen erfordert, tritt der rednerische ein. Von dieser Art der Erkenntnis aber fließt gerade auf alle übrigen erst Licht und Wärme über; nur auf ihr beruht das Fortschreiten in allgemeiner geistiger Bildung, und eine Nation, welche nicht den Mittelpunkt der ihrigen in Poesie, Philosophie und Geschichte, die dieser Erkenntnis angehören, sucht und findet, entbehrt bald der wohltätigen Rückwirkung der Sprache, weil sie, durch ihre eigene Schuld, sie nicht mehr mit dem Stoffe nährt, der allein ihr Jugend und Kraft, Glanz und Schönheit erhalten kann. In diesem Gebiet ist der eigentliche Sitz der Beredsamkeit, wenn man nämlich darunter, in der weitumfassendsten, und nicht gerade gewöhnlichen Bedeutung, die Behandlung der Sprache insofern versteht, als sie

entweder von selbst wesentlich auf die Darstellung der Objekte einwirkt, oder absichtlich dazu gebraucht wird. In dieser letzteren Art kann die Beredsamkeit, auch mit Recht, oder Unrecht, in den wissenschaftlichen und den Geschäftsgebrauch übergehen. Der wissenschaftliche Gebrauch der Sprache muß wiederum von dem konventionellen geschieden werden. Beide gehören insofern in eine Klasse, als sie, die eigentümliche Wirkung der Sprache, als eines selbständigen Stoffes, vertilgend, dieselbe nur als Zeichen ansehen wollen. Aber der wissenschaftliche Gebrauch tut dies auf dem Felde, wo es statthaft ist, und bewirkt es, indem er jede Subjektivität von dem Ausdruck abzuschneiden, oder vielmehr das Gemüt ganz objektiv zu stimmen versucht, und der ruhige und vernünftige Geschäftsgebrauch folgt ihm hierin nach; der konventionelle Gebrauch versetzt diese Behandlung der Sprache auf ein Feld, das der Freiheit der Empfänglichkeit bedürfte, drängt dem Ausdruck eine, nach Grad und Farbe bestimmte Subjektivität auf, und versucht es, das Gemüt in die gleiche zu versetzen. So geht er hernach auf das Gebiet des rednerischen über, und bringt entartete Beredsamkeit und Dichtung hervor. Es gibt Nationen, welche, nach der Individualität ihres Charakters, den einen oder den andern dieser falschen Wege einschlagen oder dieser richtigen einseitig verfolgen, es gibt solche, die ihre Sprache mehr oder minder glücklich behandeln; und wenn das Schicksal es fügt, daß ein, dem Gemüte, Ohr und Ton nach, vorzugsweise für Rede und Gesang gestimmtes Volk gerade in den entscheidenden Kongelationspunkt des Organismus einer Mundart eintritt, so entstehen herrliche und durch alle Zeit hin bewunderte Sprachen. Nur durch einen solchen glücklichen Wurf kann man das Hervorgehen der griechischen erklären.

Wort und Gedanke

Durch die gegenseitige Abhängigkeit des Gedankens und des Wortes voneinander, leuchtet es klar ein, daß die Sprachen nicht eigentlich Mittel sind, die schon erkannte Wahrheit darzustellen, sondern weit mehr, die vorher unerkannte zu entdecken. Ihre Verschiedenheit ist nicht eine von Schällen und Zeichen, sondern eine Verschiedenheit der Weltansichten selbst. Hierin ist der Grund und der letzte Zweck aller Sprachuntersuchung enthalten. Die Summe des Erkennbaren liegt, als das von dem menschlichen Geiste zu bearbeitende Feld, zwischen allen Sprachen und unabhängig von ihnen, in der Mitte; der Mensch kann sich diesem rein objektiven Gebiet nicht anders, als nach seiner Erkennungs- und Empfindungsweise, also auf einem subjektiven Wege, nähern. Gerade da, wo die Forschung die höchsten und tiefsten Punkte berührt, findet sich der von jeder besonderen Eigentümlichkeit am leichtesten zu trennende mechanische und logische Verstandesgebrauch am Ende seiner Wirksamkeit, und es tritt ein Verfahren der inneren Wahrnehmung und Schöpfung ein, von dem bloß soviel deutlich wird, daß die objektive Wahrheit aus der ganzen Kraft der subjektiven Individualität hervorgeht. Die ist nur mit und durch Sprache möglich. Die Sprache aber ist, als ein Werk der Nation, und der Vorzeit, für den Menschen etwas Fremdes; er ist dadurch auf der einen Seite gebunden, aber auf der andern durch das von allen früheren Geschlechtern in sie gelegte bereichert, erkräftigt und angeregt. Indem sie dem Erkennbaren, als subjektiv, entgegensteht, tritt sie dem Menschen, als objektiv, gegenüber. Denn jede ist ein Anklang der allgemeinen Natur des Menschen, und wenn zwar auch der Inbegriff aller zu keiner Zeit ein vollständiger Abdruck

der Subjektivität der Menschheit werden kann, nähern sich die Sprachen doch immerfort diesem Ziele. Die Subjektivität der ganzen Menschheit wird aber wieder in sich zu etwas Objektivem. Die ursprüngliche Übereinstimmung zwischen der Welt und dem Menschen, auf welcher die Möglichkeit aller Erkenntnis der Wahrheit beruht, wird also auch auf dem Weg der Erscheinung stückweise und fortschreitend wiedergewonnen. Denn immer bleibt das Objektive das eigentlich zu Erringende, und wenn der Mensch sich demselben auf der subjektiven Bahn einer eigentümlichen Sprache naht, so ist sein zweites Bemühen, wieder, und wäre es auch nur durch Vertauschung einer Sprachsubjektivität mit der andern, das Subjektive abzusondern, und das Objekt möglich rein davon auszuscheiden.

AUS HUMBOLDTS BRIEFEN

An Schiller

Schillers doppelte Veranlagung

Ich bin begierig, zu sehen, wie Sie den Übergang von der Metaphysik zur Poesie gemacht haben. Das wunderbare Phänomen, daß Ihrem Kopfe beide Richtungen in einem so eminenten Grade eigentümlich sind, ist an sich nicht leicht zu fassen und gibt bei genauer Untersuchung gewiß nicht geringe Aufschlüsse über die innere Verwandtschaft des dichterischen und des philosophischen Genies. Da Sie jetzt in der doppelten Rolle vor dem Publikum aufgetreten sind, so ist es natürlich, daß man oft darüber urteilen hört, welche Ihnen eigentümlicher sein möchte? und so wenig Wert auch meistenteils die Urteile haben, so zeigt doch das Zufällige und Schwankende in denselben, daß in der Sache selbst nichts liegt, das ein wahres Moment zur Entscheidung an die Hand gibt. Und so ist es auch, wie es mir scheint. Beide so verschiedene Richtungen entspringen aus einer Quelle in Ihnen, und das Charakteristische Ihres Geistes ist es gerade, daß er beide besitzt, aber auch schlechterdings nicht eine allein besitzen könnte. Wo ich sonst etwas Ähnliches kenne, ist es der Dichter, der philosophiert, oder der Philosoph, der dichtet. In Ihnen ist es schlechterdings eins, darum ist aber freilich Ihre Poesie und Ihre Philosophie etwas anderes, als was man gewöhnlich antrifft, und die letztere dürfte besonders die einseitigen Köpfe noch lange irren. Man könnte sagen, daß in beiden mehr und eine höhere Wahrheit sei, als wofür man gewöhnlich Sinn

hat; in der Poesie mehr Notwendigkeit des Ideals, in der Philosophie mehr Natur und Wesen, insofern es der bloßen Form, dem System, entgegensteht. Wenigstens ist es gewiß nichts anderes, was den Urteilern darüber zum Grunde liegt, die sich in beides weniger finden können. Was den Dichter und Philosophen sonst so gänzlich voneinander trennt, der große Unterschied zwischen der Wahrheit der Wirklichkeit, der vollständigen Individualität, und der Wahrheit der Idee, der einfachen Notwendigkeit: dieser Unterschied ist gleichsam für Sie aufgehoben, und ich kann es mir nicht anders als aus einer solchen Fülle der geistigen Kraft erklären, daß dieselbe vom Mangel an Wesenheit in der Wirklichkeit zur Idee und von der Armut der Idee zur Wirklichkeit zurückgetrieben wird. Daraus erklärt sich auch diese rastlose geistige Tätigkeit in Ihnen, die jedem, der sie zuerst näher sieht, am meisten auffällt. Daher genießen Sie den doppelten Vorteil, zugleich das Notwendige rein und abgesondert, aber doch auch nicht bloß so, sondern in das Individuelle verwandelt zu sehen oder, eigentlicher zu reden, unaufhörlich in sich darzustellen. Denn je eminenter die Geisteskraft ist, desto mehr muß sie auf das Notwendige gerichtet sein, und wenn das, was ich im vorigen sagte, wahr sein soll, so muß die Ihrige eine so große Selbständigkeit besitzen, daß sie durch die äußere Beobachtung nur im allgemeinen auf die Wirklichkeit gestimmt wird, nichts aber eigentlich aus ihr annimmt, sondern in sich, nur harmonisch mit dem wirklichen Gange innerhalb der Erfahrung, fortwirkt. Denn notwendig muß diese ganze Geisteseigentümlichkeit zuletzt auf einem gegenseitigen Zusammenwirken der Vernunft und der Einbildungskraft, die durch das Übergewicht der ersteren mehr produzierend als reproduzierend wird,

beruhen. Darum glaube ich auch so fest an den Wallenstein und an das vollkommenste Gelingen der höchsten poetischen Versuche, es müßten denn zufällige Nebenumstände im Wege sein, da freilich die Ausübung des dichterischen Talents schon andere körperliche Dispositionen voraussetzt, als die Ausübung des philosophischen.

An Schiller

Schillers Charakter

Gewiß ist Ihre Geistesform jetzt auf ewig bestimmt. Ich weiß niemand, auf dessen Unveränderlichkeit ich so fest bauen möchte, als auf die Ihrige, aber es ist noch mehr, als das. Bei jedem bringen Zeit und Umstände etwas Ähnliches hervor; bei Ihnen hat sich zu beiden der Wille gesellt, und darum ist diese Erscheinung in Ihnen so ganz aus Ihrem Charakter entstanden und so ganz auf ihn zurückwirkend. Auch glaubte ich immer seit Ihrer Zurückkunft nach Jena eine gewisse Änderung an Ihnen zu bemerken. Alles Beste von sonst fand ich wieder und erhöht, aber außerdem eine so gleichmäßige, aus Ihrem ganzen Selbst entsprungene Ruhe und Milde, daß beide, abgerechnet, daß sie Ihre innere Zufriedenheit notwendig erhöhen, einen unbeschreiblich wohltätigen Einfluß auf den Umgang mit Ihnen verbreiten. Denn gerade das schätze ich so sehr, daß durch Ihre ernste Wahrheitsliebe weder die Milde, noch durch diese jene verliert.

An Schiller

Schillers dichterische Eigenart

Unter allem mir bekannten Griechischen ist keine Zeile, von der ich mir Sie als den Verfasser denken könnte, und zwar liegt der auffallende Unter-

schied nicht in dem Grade erreichter Vollendung, sondern, man möchte auch hierüber, wie man wollte, urteilen, wieder offenbar in der Gattung. Dennoch finden sich alle wesentlichen Schönheiten der griechischen Poesie innerhalb des Kreises nicht bloß dessen, was Sie von Ihren Arbeiten fordern, sondern auch dessen, was Sie einzeln und bei einzelnem in so hohem Grade geleistet haben. Was Sie unterscheidet, kann auch nicht irgend einem Einfluß des Nationalcharakters oder der zufälligen Lage der Literatur, es kann nur den Fortschritten des Zeitalters beigemessen werden. Es ist Ihnen und nur Ihnen eigen und ist so innig mit den Forderungen des poetischen Genies verbunden, daß es sogar eine wesentliche Erweiterung desselben ausmacht. Sie fühlen, was ich sagen will; alle Ihre dichterischen Produkte zeigen einen stärkeren Anteil des Ideenvermögens, als man sonst in irgend einem Dichter antrifft, und als man, ohne die Erfahrung, mit der Poesie für verträglich halten sollte. Ich verstehe aber hierunter ganz und gar nicht bloß das, wodurch Ihre Poesie eigentlich philosophisch wird, sondern finde eben diesen Zug auch in der Eigentümlichkeit, mit der Sie das behandeln, was rein dichterisch, also Künstlererfindung ist. Es schwebt mir hierbei jetzt vorzüglich z. B. die Behandlung des Erhabenen, des Furchtbaren, des Geheimnisvollen im Geisterseher vor. Um es daher in seiner ganzen Allgemeinheit auszudrücken, muß ich es lieber gleichsam einen Überschuß von Selbsttätigkeit nennen; eine solche, die sich auch den Stoff, den sie bloß empfangen könnte, noch selbst schafft, aber sich hernach mit ihm, wie mit einem bloß gegebenen verbindet; die, der Materie und der Tat nach, fast bloß alleinwirkend, aber der Form und dem Schein nach (worauf das Wesen der genialischen Pro-

duktion beruht) nur durch Wechselwirkung tätig ist. Dies nun drückt allem, was Ihnen gehört, ein ganz eigenes Gepräge von Hoheit, Würde und Freiheit auf, führt ganz eigentlich in ein überirdisches Gebiet über und stellt die höchste Gattung des Erhabenen, die durch die Idee wirkt, auf. Darum besitzen Sie einen so intensiv großen Reichtum, bieten dem Leser, wenn ich so sagen darf, überall mehr Tiefe als Fläche, und machen sich mit einem Wort alle Vorteile zu eigen, welche die innige und durchgehende Verbindung von Ideen mit dem Gefühle, wenn dies nicht dadurch an seiner Wärme verliert, gewährt. Eben daher wird es aber auch entspringen, wenn man an Ihren Charakteren und Schilderungen, ungeachtet der größesten Wahrheit und Konsequenz, doch oft wenigstens die Farbe der Natur selbst vermißt hat.

An Schiller

Schiller und die Griechen

Sie scheinen mich in meiner Vergleichung Ihrer und der griechischen Eigentümlichkeit nicht ganz richtig verstanden zu haben. Sie scheinen zu glauben, daß ich Sie von den Griechen sehr weit entfernt und diese Entfernung für einen Mangel an echtem Dichtergeist halte, und keines von beiden ist meine Meinung. Die Gründe, die Sie anführen, beweisen allerdings eine überaus große Verwandtschaft Ihres Geistes zu dem griechischen, und ich denke, wir haben auch schon sonst miteinander davon gesprochen, daß Sie vielleicht weniger fein und richtig über die Griechen denken würden, wenn Sie sie selbst griechisch zu lesen gewohnt wären. Soweit bin ich entfernt, die eigentliche Sprachkenntnis auch nur zu einem sehr wichtigen Maßstab der Vertraulichkeit mit dem Geiste der Griechen zu machen, und Goethe und

Herder, die beide vielleicht nur mäßig Griechisch wissen, sind hier redende Beweise. Das aber, wodurch Sie den Griechen so verwandt sind, ist die reine Genialität, der echte Dichtergeist. Diese ist — dafür bedarf es keiner weiteren Zeugnisse — in Ihnen, wie in den Griechen, nur freilich auf eine ganz andere Weise und durch andere Nahrung gestärkt. In Ihnen nämlich ist, außer diesem ersten und wesentlichen Bestandteil des Dichterberufs noch ein anderer mehr, den ich am kürzesten mit Ihnen *Geist* nennen kann, der Sie aber (wenigstens nicht notwendig, wenn auch hier und da zufällig) ganz und gar nicht hindert, zugleich ganz, nur nicht bloß *Natur* zu sein. Diesen Charakter, sagen Sie, teilen Sie mit allen Modernen, und hierin bin ich ganz und gar Ihrer Meinung, nur ist diese Eigentümlichkeit in Ihnen 1. stärker, als irgendwo, darum sind Sie, wenn ich so sagen darf, der *Modernste*, 2. reiner (vom Zufälligen am meisten gesondert), und darum nähern Sie allein unter allen mir bekannten Dichtern sich den Griechen, ohne doch, um wieder mit Ihnen zu reden, um einen Schritt aus dem den Neueren eigentümlichen Gebiete hinauszugehen.

An Schiller

Schiller will griechisch lernen

Es ist ein schöner Entschluß, liebster Schiller, daß Sie griechisch lernen wollen, und es hat mich oft gerührt, zu sehen, mit wie vieler Mühe Sie aus Übersetzungen schöpfen müssen, was andere, die unmittelbar an der Quelle sind, nicht zu fassen vermögen. Auch ist mir Ihr Vorsatz ein neuer Beweis gewesen, wie gründlich Sie alles anfassen, womit Sie sich beschäftigen. Aber freilich werden Sie der Schwierigkeiten viele erfahren, und kaum weiß ich,

ob ich Ihnen bei der Menge von Störungen, welche Ihre Kränklichkeit schon verursacht, noch raten soll, eine Sprache zu lernen, die an sich immer mühsam ist und immer erst später die Mühe und Zeit belohnt, die man ihr anfangs aufopfern muß. Es wird Ihnen viel Zeit kosten, und bei Ihnen, da Sie Ihre Zeit so trefflich nutzen können, ist das sehr viel. Nur eigentlich in dem Fall, daß Sie Ihre verlorenen Stunden, wo Sie ganz unbedeutende Dinge lesen, dazu brauchen können, scheint mir Ihr Plan ausführbar. Ich wünschte unendlich, daß Sie griechisch *wüßten*, ich bin auch überzeugt, daß Sie unglaublich schnell lernen werden. Allein ich kann es dennoch nicht über mich gewinnen, nicht die Stunden zu bedauern, die Sie beim ersten Anfang rein verlieren. Wäre ich jetzt in Jena, wie vorigen Winter, so wäre die Bedenklichkeit bald gehoben. Mit einem anderen lernt es sich leichter, und wir verplauderten so immer einige Stunden. Vorausgesetzt indes, Sie blieben Ihrem Plan getreu, so ist allerdings Homer der einzig schickliche Anfang. Zum Xenophon rate ich nicht zugleich. Wollten Sie ja etwas anderes zugleich nehmen, so dächte ich, wäre es Herodot oder Hesiodus.

Das Buch über die Methode beim Studium und das Eigentümliche der Sprache weiß ich Ihnen, trotz alles Nachdenkens, nicht nachzuweisen. Mancherlei finden Sie in Harris Hermes, von dem eine gute deutsche Übersetzung unter meinen Büchern steht. Aber das Eigentliche und Wahre müßte erst geschrieben werden. Ich gehe lange darauf aus, um die Kategorien zu finden, unter welche man die Eigentümlichkeiten einer Sprache bringen könnte, und die Art aufzusuchen, einen bestimmten Charakter irgend einer Sprache zu schildern. Aber noch will es mir nicht

gelingen, und es hat sicher große Schwierigkeiten. Wieviel gäbe ich darum, Ihr griechisches Studium selbst persönlich leiten zu können. Wieviel Aufschlüsse würd' ich durch Sie über die Sprache, die ich nun schon genau kenne, und wo ich Ihnen die Data suppeditieren könnte, erhalten. So erlauben Sie mir wohl, wenn Sie noch beim Griechischen bleiben, diesen Gegenstand manchmal zum Thema unserer Briefe zu machen. Im Homer wird Ihnen anfangs die Auflösung der Formen die meiste Schwierigkeit machen, ich weiß nicht, ob Sie sich die Mühe geben sollen, dies wieder recht methodisch in Ihr Gedächtnis zurückzurufen. Sollte nicht folgende Methode gut sein? Die neue Voßische Übersetzung ist erstaunlich treu. Wenn Sie erst in dieser fünfzig Verse etwa genau läsen, dann es weglegten und das Griechische vornähmen, erst durch bloße Erinnerung, Divination usw. sich hineinstudierten und hernach, was Sie interessierte, durch Nachschlagen bestätigten. So würde Ihr Nachdenken mehr mit ins Spiel gezogen, und Sie drängen so tiefer ein, als bei dem gewöhnlichen mechanischen Wege.

An Körner

Worin Schiller unvergleichlich war

Ihr Anerbieten, liebster Freund, Ihnen wenigstens, wenn auch nur in Form eines Briefes, einige Gedanken über Schiller mitzuteilen, schlage ich nicht aus und nehme es nicht an. Der Gedanke spricht mich sehr freundlich an, aber je kürzer etwas der Art ist, desto mehr muß es von der Stimmung des Augenblicks abhängen. Warten Sie also nicht, und erlauben Sie mir, nichts zu versprechen. Man hält alsdann manchmal weit eher. Auch ohne die herzliche und tiefe Liebe, die ich zu Schiller hegte, kann ich nie ohne

große Erschütterung an die Zeit meines Lebens mit ihm denken. Ja, ich gestehe es offenherzig, nicht ohne Scham. Mein ganzes Leben seitdem kommt mir leerer, unbedeutender und weniger befriedigend vor, und doch habe ich nicht umhin gekonnt, in dieser langen Zeit Entwicklungen in mir selbst zu erfahren, die mich minder deutlich fühlen lassen, daß ich auch jene Zeit hätte anders aufnehmen und anders bearbeiten können. Ich habe mir überhaupt oft gedacht, daß es sehr gut wäre, wenn man seinen Tod drei, vier Jahre vorher wüßte. Solange man das Leben als eine unbestimmte Größe ansieht, kann man nicht anders, selbst im höchsten Alter, als es wie ein Kontinuum zu behandeln, sehr vieles zu tun, was nur auf das Leben selbst, nicht auf seine höheren Zwecke Bezug hat, auch für dieses vieles zu beginnen, oft zu wechseln, wie der Strom, der dem Meere zugeht, immer fortzufließen, und natürlich da oft, sehr oft, sich etwas zu verlaufen. Ganz anders aber wäre es, wenn man das Leben als eine geschlossene Größe betrachtete. Alles Unnütze würde weggeschnitten, die Spannung wäre größer, weil sie kürzer wäre, die Welle strömte in sich zurück, und man wüßte, was man gewesen wäre und werden könnte. Sie wundern sich vielleicht, wie ich diese Betrachtung gerade an Schiller anknüpfe. Aber es geschieht nur, weil es gerade Schillers Eigentümlichkeit mehr als jedes anderen Menschen war, sein Streben und sein Leben als etwas Unendliches zu betrachten, indem es ihm genug war, wenn jedes seiner einzelnen Werke einen bedeutenden Moment bezeichnete, ohne daß er je, das erste innere täuschende Feuer zur Arbeit ausgenommen, nur dachte, daß irgend eins das höchte Resultat dessen wäre, was er der Kunst gegenüber hervorbringen konnte. Es lag dies unmittelbar in der höheren Ansicht, die Schiller von allem

geistigen Wirken hatte. Jedes erschien ihm immer in seiner ganzen Unermeßlichkeit, alle in ihren vielfachen Verbindungen oder vielmehr in ihrer unzertrennlichen Einheit. Nie hat jemand die Menschheit höher und nie immer so ganz in der Flüchtigkeit ihrer ewig wechselnden Erscheinung aufgenommen. Dies rastlose geistige Fortbewegen eignete ihn auch so vorzugsweise der Poesie und in ihr der dramatischen. Es war eigentlich seine Eigentümlichkeit. In Gang, Miene, Gespräch, in allem drückte es sich aus. Selbst die Kenntnis der Wirklichkeit und der Natur schöpfte er nicht aus der Anschauung, sondern schuf sie mehr durch seine eigene Phantasie. Sie hatte daher auch oft eine andere Farbe, schien minder treu, als sie es war. Bewunderungswürdig war dann zugleich an ihm die Ruhe und Milde. Niemand kann weniger zerstreut, weniger unstät, mit mehr Liebe bei einem Gegenstand bis zur Erschöpfung verweilen, mehr frei von der abgebrochenen Heftigkeit sein, welche andere Nationen, da nur die Deutschen die eigentliche Leidenschaft kennen, Leidenschaften zu nennen pflegen. Darin lag seine unendliche, sich immer gleiche Liebenswürdigkeit, die, wenn sie mit der Größe zusammenschmolz, ihn, da kein Mensch sich immer gleich sein kann, manchmal im Gespräch so werden ließ, wie ich nie einen anderen gesehen habe und mir keinen anderen, wenigstens nicht höher, denken kann. Es ist wirklich unbegreiflich, wie unendlich kleiner immer alle anderen, die man sonst noch so sehr liebt und ehrt, mir hierin gegen ihn vorkommen, wie beschäftigt mit ihrem Ich, wie beschränkt auf eine einzelne Sphäre, wie befangen an irgend einer Seite, wie wenig begeistert durch das augenblickliche Gespräch und dadurch fruchtbar an neuem Stoff, wie nur immer mit dem Herumdrehen des alten beschäftigt. Alles das läßt sich vor dem

Publikum nicht sagen, und darum verdrösse es mich, von ihm zu reden. Schiller hatte eine Superiorität, die, obgleich niemand so billig und gerecht war als er, obgleich vor keinem Richterstuhl niemand so sehr sein volles Recht empfing, doch eigentlich alle, die eine Empfindlichkeit dieser Art haben, aufregen mußte. Er konnte alle richtig und allseitig beurteilen, ihn eigentlich keiner ganz, weil er auf einer ungleich weniger niedrigen Bahn wandelte, weil man ihn aus jedem einzelnen Kreise hätte verdrängen können und er noch immer im Durchschauen aller gleich groß geblieben wäre, weil sein gewöhnliches Leben vom Moment seines Erwachens bis zum Abend so war, daß er alles Gewöhnliche, womit sich doch auch die besten viel und gern und angelegentlich beschäftigen, wie Staub unter sich ließ, und zwar nicht so, daß er irgend eine Beschäftigung, ein Vergnügen, wenn es sich darbot, abgewiesen hätte, immer nur dadurch, daß er jedes anders behandelte. Was anderen, auch den Hervorstechendsten, begegnet, daß sie zwischen den besseren Momenten Lücken haben und sie auf heterogene oder mechanische Beschäftigungen verfallen, war ihm immer fremd. Es ging, in buchstäblichem Verstande, kein Moment für seine geistige Tätigkeit verloren. Auch hat dies natürlich ihn früher aufreiben müssen. Auf diese Weise wird Schiller mir immer die merkwürdigste Erscheinung im Leben bleiben, und seine eigenen Briefe an mich geben mir in vielen Stellen das kaum erfreuliche Zeugnis, daß ich mich nicht leicht in Enthusiasmus, über die einfache Gestalt der Dinge hinaus, hinreißen lasse. Aber wie will, wie kann man ihn so darstellen? Und wie man es anders tut, gibt man der Kritik Blößen. Man kann ihn nur retten, wenn man ihn in seiner ganzen, durchaus nicht abzuleugnenden Größe zeigt. Die Wolzogen und ich haben

oft gesagt, man müßte Schilderungen der Menschen, mit denen man gelebt hat, für sich machen und hinterlassen. Und nur so kann man wirklich über Personen reden, die man tief gefühlt hat. Der selbsterlittene Tod muß erst alles versöhnt haben, um Wahrheit als Wahrheit gelten zu lassen. Wenn die Zerstreutheit des Lebens Zeit und Stimmung dazu vergönnte, wäre nichts so hübsch, als solche Erfahrungen niederzulegen und immer wieder umzuschreiben, bis der letzte Moment, in dem alles erstarrt, auch das zuletzt Geschriebene fixierte und anderen zu weiterem Gebrauch übergäbe. Das, mein bester Freund, ist meine Ansicht von der Sache. Herzlich aber freut es mich, daß dieser Gegenstand, der uns beide näher angeht als sonst irgend jemand auf Erden, uns wieder zusammengeführt hat. Ihr Leben Schillers sähe ich sehr gern vor dem Druck, aber ich fühle, daß Sie eine Handschrift nicht so weit schicken können.

Leben Sie innigst wohl!

An Goethe

Schillers Tod

Ich freute mich kaum Ihres Briefes, mein innig geliebter Freund, als ich durch Fernow die schreckliche Nachricht von Schillers Tode empfing. Nichts hat mich je gleich stark erschüttert. Es ist das erstemal, daß ich einen erprüften Freund, mit dem sich durch Jahre des Zusammenseins Gedanken und Empfindungen innig vermischt hatten, verliere, und ich fühle jetzt die Trennung, die Entfernung, in der wir in den letzten Jahren lebten, noch schrecklicher. Seinen letzten Brief schrieb er mir im September 1803 über meines Wilhelms Tod. Er war über meinen Schmerz sehr bewegt, aber was er darin wünscht und hofft, ist in Erfüllung gegangen. Er ist hingeschieden,

ohne selbst einen von denen, die ihm zunächst lieb waren, verloren zu haben. Seine schwächliche Konstitution, sagt er, lasse es ihn hoffen. Wäre er selbst nur uns nicht so früh entrissen worden! Jetzt denke ich oft, er hätte die letzten Jahre seines Lebens hier zubringen sollen. Rom würde einen großen Eindruck auf ihn gemacht haben, er hätte das mit sich hinübergenommen. Er hätte sich auch vielleicht länger erhalten, der strenge Winter scheint ihm doch verderblich gewesen zu sein, vielleicht auch die ewige Anstrengung, die nachgelassen oder doch milder gewirkt hätte, wenn er seinen äußeren Sinn durch große Umgebungen getragen, seine Einbildungskraft durch eine ihrer würdigere Natur um sich her unterstützt gefühlt hätte. Wie einsam Sie sich fühlen müssen, kann ich mir denken; und doch beneide ich Sie unendlich. Sie können doch sich noch den Ton der Worte seiner letzten Tage zurückrufen, mir ist er wie ein Schatten entflohen, und ich muß alles, was ihn mir lebhaft zurückruft, aus einer dunkeln Ferne mühsam herbeiholen. Wie oft ist es mir eingefallen, daß der Mensch sich leichtsinnig trennt, zerreißt, was ihn beglückt, und mutwillig nach dem Neuen hascht. Wenn die wahre Ungewißheit des menschlichen Schicksals den Menschen so lebendig vor Augen stände, als sie es sollte, würde kein Mensch von Gefühl je sich entschließen, die Spanne Landes zu verlassen, auf der er zuerst Freunde umarmte.

Sie, liebster Goethe, sollten jetzt den nächsten Winter in Italien zubringen. Solange Schiller lebte, hätte ich Sie nie recht ernstlich einladen mögen. Sie besaßen sich gegenseitig, keiner von Ihnen hätte für eine lange Trennung Ersatz gefunden. Jetzt, da dies Band zerrissen ist, sollten Sie auf eine Zeit ein schöneres Land und die Umgebungen suchen, die Ihnen

schon aus dem Andenken her so wert sind. Die politischen Umstände scheuen Sie nicht. Selbst wenn, wie ich nicht glaube, Krieg entstände, kann man, trauen Sie meiner Erfahrung, ruhig genießen und das armselige Getreibe um sich her ruhig geschehen lassen. Die äußeren Unbequemlichkeiten Italiens sollen Sie nicht drücken. Die ersten Wochen wohnen Sie bei uns, richten sich dann mit Muße ein, in dieser Rücksicht hat Rom, wie jede viel von Fremden besuchte Stadt, seit Ihrem Hiersein unstreitig gewonnen. Für Ihre Gesundheit wäre mir auch nicht bange. Das mildere Klima muß Ihnen wohltätig sein, und Sie finden auch künftiges Jahr noch Kohlrausch bei mir im Hause, der Sie ja, denke ich, in Weimar gesehen hat und den Schiller sehr liebte. Tun Sie es, mein Bester. Über uns können Sie ganz gebieten, so einsam Sie wollen, und soviel in unserer Gesellschaft, als Ihnen lieb ist, leben. Wenn Ihnen Rom wirklich noch teuer ist, so lassen Sie sich nicht durch kleine Bedenklichkeiten abhalten. Ein Genuß wie Natur und Kunst ihn Ihnen hier gewähren müssen, verdiente selbst, daß man ihm große Opfer brächte, und wie glücklich Sie uns machten, welchen neuen unbeschreiblichen Reiz Sie Rom für mich geben würden, sage ich Ihnen nicht, weil ich Sie nicht bestechen, sondern nur Ihnen raten möchte, was ich rein und allein auch für Sie unendlich wohltätig halte.

Sagen Sie mir doch bald, ob sich unter Schillers Papieren noch etwas uns Unbekanntes erhalten hat? Ich glaube es zwar nicht, es war nicht seine Art, etwas lange liegen zu lassen. Es schmerzt mich jetzt, daß er in den letzten Jahren so wenig Prosaisches geschrieben hat. Der Schriftsteller spricht in der Prosa mehr unmittelbar sich selbst aus, und nach ihm, nach einem Laute seines Wesens sehne ich mich.

Wie aber in Leben und Kunst alles so ewig unvollendet bleibt! Jedes Schauspiel Schillers ist eigentlich ein neuer Versuch; er ging immer von der Liebe zur Kunst, immer von dem Wunsche, ihr eine neue Seite abzugewinnen, aus, und kaum möchte ich sagen, daß die große Reihe seiner dramatischen Produktionen ein Resultat darüber vollendet hätte. In jedem ist ein sichtbarer Fortschritt, wenigstens immer einer, durch den man dem Ziele, das er sich vorsteckte, näher kommt; hätte er gelebt, er hätte endlich klar gesehen und sich bis zum Gipfel hinaufgearbeitet; nach ihm, wer kann auf dieser Bahn weiter gehen? in wem ist diese Verbindung kritischer und intellektueller Kraft? Es wäre schrecklich, wenn die deutsche Poesie ihren Zenit schon wieder erreicht haben sollte, da beinahe wir sie entstehen sahen. Und doch ist es gewiß so. Erhalten Sie sich jetzt uns, mein Teurer. Verlieren wir auch Sie einmal, so ist überall Nacht und Verwirrung.

An Schiller

Griechischer Geist

In allen griechischen Gedichten, ohne Unterschied der Gattung und der Zeit, herrscht ein Geist. Die Abweichungen davon sind nicht bedeutend, und wir rechnen sie nicht mit, wenn wir nicht in historischer, sondern in kritischer und ästhetischer Hinsicht vom griechischen Charakter reden. Diesen glaube ich vollkommen erschöpfend ausdrücken zu können, wenn ich sage: alle griechischen Dichterprodukte tragen, unbeschadet dessen, daß sie echte Früchte des Genies sind, das Gepräge und den Charakter der Empfänglichkeit an sich, wenn Sie mir erlauben, mich auf eine noch so dunkle, nur Ihnen verständliche Weise auszudrücken. Bei jeder Produktion des Genies muß

die Selbsttätigkeit die Empfänglichkeit überwiegen. Es ist sonst keine Bearbeitung des Stoffes möglich, und daher leite ich es ab, daß der eigentliche weibliche Charakter, so sehr er auch vorzugsweise Genialität besitzt, doch schlechterdings, seiner Natur nach, das echte produktive Genie ausschließt. Dies notwendige Übergewicht der Selbsttätigkeit ist daher auch in den Griechen in einem sehr hohen Grade sichtbar. Allein außer diesem Übergewicht lassen sich mannigfaltige Modifikationen des Verhältnisses der Empfänglichkeit zur Selbsttätigkeit denken, und auf diese, glaube ich, müssen die wesentlichsten Verschiedenheiten des Dichter- und des Künstlergenies zurückgeführt werden, wenn man erschöpfend verfahren will.

Bei den Griechen fällt es zuerst ins Auge, daß sie ganz und unaufhörlich den Eindrücken der äußeren Natur auf sie offen waren, daß alles, was sie empfanden, sie lebendig bewegte, daß sie es aber nicht bloß zuerst treu aufnahmen, sondern auch, ungeachtet der Stärke ihrer Rührung, dennoch so angemessen darauf zurückwirkten, daß sie die eigentümliche Gestalt desselben nur sehr wenig veränderten. Überhaupt hatte die Einwirkung der Natur um sie her sie gänzlich gebildet, ihre Phantasie, ihr Geist, ihre Empfindung verriet diesen Einfluß, ihr ganzes Innere war ein treuer Spiegel der Natur, und wie diese daher auf sie einwirkte, so wirkte ihre Selbsttätigkeit wieder zurück. Hieraus, vorzüglich wenn Sie zugleich an die milde und lichte, reiche und große Natur denken, die sie umgab, entspringen alle ihre Vorzüge und Mängel. Unter die ersten lassen Sie mich jetzt, mit Übergehung der allgemeinen, hier der *Klarheit*, der *Ruhe* und des würdigen *Anstandes* gedenken, die in allem echt Griechischen überall vorwalten. Die Klarheit entfernt alles Finstere, Melancholische, Wilde,

Verworrene daraus, und aus der Ruhe entspringt der Mangel alles eigentlich Schwermütigen, die Festigkeit in der Betrachtung auch der fürchterlichsten Schläge des Schicksals und die milde Heiterkeit, die ihren epischen und lyrischen Stücken so eigen und selbst den tragischen nicht fremd ist. Den Anstand endlich, gleichsam die Nemesis, halte ich für das am meisten Charakteristische, und auf alle diese Eigenschaften zugleich wird sich der kurrente Begriff griechischer Größe, Einfalt und Würde zurückführen lassen. Diese Eigenschaften nun erkläre ich nicht gerade aus eben diesen Eigenschaften in der Natur, da diese vielmehr jede Gestalt annimmt, welche ihr die Empfindung gibt; aber sie erklären sich, dünkt mich, von selbst aus einer Geistesstimmung, in welcher das Anschauungsvermögen und die produktive Einbildungskraft herrschen, aber gegenseitig dergestalt aufeinander einwirken, daß das erstere den Stoff schon, indem es ihn aufnimmt, für die letztere vorbereitet, diese ihn aber nicht willkürlich, sondern auf eine dem ersteren angemessene Weise bearbeitet, in welcher daher Wahrheit und Dichtung sich immer das Gleichgewicht halten, und wenn auch die letztere die Oberhand behält, doch immer die erstere mit ausgezeichneter Schonung behandelt. Weil aber diese Wahrheit doch nur eine sinnliche und äußere ist, und weil die Form des Geistes selbst weit mehr durch äußere Einwirkung von selbst gebildet, als durch innere Tätigkeit ausgearbeitet ist, so entsteht daher unleugbar eine gewisse Dürftigkeit, der einzige, aber auch ein wesentlicher Mangel der Griechen. Sie haben Größe und Tiefe der Ideen, in späteren Zeiten (Euripides) auch Scharfsinn und Feinheit des Räsonnements, aber nicht den fruchtbaren Geistesgehalt, in dem Mannigfaltigkeit sich mit Tiefe gattet; sie haben starke und

erhabene, und sanfte und zarte Empfindungen, aber nicht die fein und mannigfaltig ausgebildete, die von Selbstbeschäftigung zeugt, sie haben fest gezeichnete und trefflich gehaltene Charaktere, aber lauter einfache, keine von großer Individualität. Daher tun sie auch mehr in Gruppen, als einzeln betrachtet, Wirkung, indem bei den Griechen sich ebenso wie in der Natur alles augenblicklich gruppiert. Überhaupt ist die griechische Poesie in einem noch ganz anderen Sinn, als wir es gewöhnlich nehmen, sinnlich. Jedes poetische Stück muß eine Empfindung, ein Bild geben. Daher sind die noch übrigen griechischen Romane, möchten sie auch ebenso vortrefflich sein, als sie mittelmäßig sind, mit ihrer poetischen Prose in hohem Grade ungriechisch. So viel von den Alten. Nach Ihrem Briefe zu urteilen, müssen unsere Ideen sehr übereinstimmend sein. Einen wesentlichen Dienst erzeigten Sie mir aber, wenn Sie auch das Einzelne prüften. Ich setze in dieser Absicht nur noch hinzu, daß ich als Quellen und Muster des griechischen Geistes eigentlich und im strengsten Verstande nur den Homer, Sophokles, Aristophanes und Pindar anerkenne. Alle übrigen (Hauptdichter versteht sich) zeigen ihn minder einfach und rein.

Ich füge von den Neueren nur noch zwei Worte hinzu. — In ihnen allen ist nicht jene Offenheit der Sinne, jenes ruhige Anschauen; die innere nach mannigfaltigen Richtungen ausgebildete Geistesform zeigt sich auf eine hervorstechende Weise. Daher ihr größerer Gehalt; daher aber auch ihre große Verschiedenheit untereinander, da diese Richtungen zufällige und nationale Gründe haben. So ist bei den Italienern und Engländern eine ausschweifende Phantasie, bei den ersteren eine mehr üppige und sinnliche, bei den letzteren eine mehr tiefe und schwärmende. Bei den

Deutschen ist Geistes- und Empfindungsgehalt hervorstechend, und in Ansehung des letzteren ist Goethe, vorzüglich in seinen Theaterstücken, die weder den Griechen, noch den Engländern nachgeahmt sind, in Egmont, Faust, Tasso vorzugsweise original. In Ihnen endlich, lieber Freund, ist freilich der Gedankengehalt überwiegend, aber mit Unrecht würde man Sie darauf einschränken. Wenn ich mir Ihre Eigentümlichkeit ohne alle die mannigfaltigen Hindernisse, welche Zeit, Gesundheit, Studium und Sprache Ihnen entgegensetzen, denke, so ist Ihre Geistesform reiner und notwendiger als irgend eine andere gestimmt, und dadurch glaube ich den paradox scheinenden Satz rechtfertigen zu können, daß auf der einen Seite Sie, da Ihre Produkte gerade das Gepräge der Selbsttätigkeit an sich tragen, das direkte Gegenteil der Griechen, und ihnen doch unter allen Modernen wiederum am nächsten sind, da aus Ihren Produkten, nächst den griechischen, am meisten die Notwendigkeit der Form spricht, nur daß Sie dieselbe aus sich selbst schöpfen, indem die Griechen sie aus dem Anblick der gleichfalls in ihrer Form notwendigen äußeren Natur nehmen. Daher denn auch die griechische Form mehr dem Sinnenobjekt, die Ihrige mehr dem Vernunftobjekt ähnlich sieht, obgleich jene auch am Ende auf einer Vernunftnotwendigkeit beruht, und die Ihrige auch natürlich zu den Sinnen spricht. Allein sich diesem Ihren Ideale zu nähern, muß Ihnen ungleich schwerer werden.

An Welcker

Reiz des Altertums

Ein großer Reiz des Altertums, davon bin ich jetzt fest überzeugt, liegt gewiß darin, daß eine Schrift aus klassischer Zeit nicht mehr Gedanke eines ein-

zelnen, sondern einer Nation, eines Zeitalters scheint, und der Mensch will doch immer auf der breiten Basis der Menschheit ruhen, nicht ohne geheime Ahnung, daß in dieser unmittelbar die Gottheit liegt.

An Körner

Griechische und moderne Bühne. Goethes Künstlertum

Unserer Bühne fehlt es durchaus an dem Kothurne, und soviel ich es kenne, ebenso sehr der englischen, insofern sie nämlich nicht der französischen nachahmt; die Franzosen haben freilich nur die unbedeutendste Außenseite davon, die sie mit der Aufopferung der höchsten Schönheiten erkaufen, aber das Studium ihrer Bücher kann uns immer dazu dienen, wenigstens die Anforderung daran nicht ganz aus den Augen zu verlieren. Die Vergleichung des griechischen Theaters hat mich sehr oft auf diesen Gedanken gebracht. Bei den Griechen hat, davon bin ich fest überzeugt, für die Erreichung des höchsten Auge und Ohr zu viel gegolten, bei uns hat das Ohr noch ziemlich sein Recht behalten, aber das Auge hat alles verloren. Unsere guten Stücke (und bei allem Enthusiasmus für die Alten gestehe ich es Ihnen doch, daß ich immer mit einem gewissen vorzüglichen Wohlgefallen auf sie sehe, da sie zwar bei weitem unvollendeter, aber auch dünkt mich, unleugbar gehaltvoller sind), haben eine solche Masse an Stoff von Begebenheiten, Charakteren, Gedanken, Erfindungen, daß die Dichter, Schauspieler und Zuhörer schon alles Mögliche zu tun haben, um nur diese, so gut es sich tun läßt, zu verarbeiten, der Geist immer in unruhiger Tätigkeit, das Herz immer bewegt ist, und für den bloßen, setzen Sie immer hinzu kalten Sinn (denn dies ist vorzüglich das Auge in der Tat) kein Platz übrig

bleibt. Bei uns geht alles Spiel auf den Ausdruck, nur nach diesem sucht das Auge, und ist zufrieden, wenn Schönheit und Anstand nur nicht beleidigt sind. Gewiß ist es indes, daß dabei in dem eigentlich Ästhetischen immer ein beträchtlicher Mangel bleibt; alle Künste sind und sollen miteinander verwandt sein; wenn dies die Alten so oft sagen, so ist es, weil sie es bei ihnen auch wirklich mehr waren; Dichter und Schauspieler lernten ebensowohl vom Bildhauer, als dieser von ihnen; bei uns sind sie offenbar auseinander gerissen. Die Dichtkunst hat aus dem Gebiete des Denkens und Empfindens soviel in ihr eigenes hinübergetragen, daß es ihr selbst manchmal um ihre Eigenschaft als *Kunst* bange wird, geschweige denn, daß sie sich noch ebenso leicht als sonst mit ihren Schwestern verbinden könnten. Daß die Erhabenheit und Würde, die ich einmal jetzt geradezu die sinnliche nennen will, die auf Ton und Gestalt mehr noch als auf dem Gehalt beruht, und die wir so oft in dem Alten durch den Klang ihrer Verse und die Bilder, die sie der Phantasie geben, antreffen, daß, sage ich, diese einen hohen Vorzug in der dichterischen Wirkung besitzt, ist offenbar. Sie ist mehr als irgend eine intellektuelle oder moralische ein neues Werk der Phantasie und also formeller, mehr künstlerisch und insofern auch mehr *poetisch.* Sie wäre vor allen uns äußerst nötig, ich nehme dies uns nämlich in doppelter Bedeutung als Modernen und als Deutschen. Denn offenbar haben wir mehr einen Hang zum Reellen der Wissenschaft, als zum Formellen der Kunst, und unser Bestes und Höchstes in der Dichtkunst tut doch vielleicht noch immer zu sehr durch seine *Materie* Wirkung; ist immer noch zu materiell, ein Ausdruck, über den wir gewiß im ganzen einig genug sind, der aber ganz erstaunlich einer genauen Analyse bedürfte, da

eigentlich aller Streit über antike und moderne Kunst, und alle Möglichkeit, sich aus dem Antiken und Modernen einen künftigen noch besseren Weg zu bahnen, vorläufig von dem rechten Verstehen dieses Ausdrucks abhängt. Um aber auf unsere Bühne zurückzukommen, so lassen Sie mich auch erst noch einmal eine Bemerkung machen, die unseren Mangel in dem Erfordernis, von dem ich hier rede, beweist, ehe ich von der Art rede, wie man diese Lücke ausfüllen könnte. Ich habe schon erst gesagt, daß unsere echt modernen Stücke, Götz, Egmont, die Räuber usw., jenen Vorzug ihrer Gattung noch zur Seite liegen lassen müssen; aber wir haben doch auch andere, den antiken nachgebildete, von denen es freilich nur ein Muster, aber auch ein unübertreffliches gibt, Goethes Iphigenie. An dieser ist es recht klar, wie anders wir und wie anders die Alten dichteten. Hier nur ist der Stoff ganz antik, großenteils sogar die Charaktere und Ideen, und der deutsche Dichter hat dem Stück gar keine Pracht, gar keinen äußeren Glanz gegeben. Er hat alles allein in den inneren Gehalt gelegt; lassen Sie sie von den besten, auf die malerische Darstellung geübtesten Schauspielern spielen, und sie wird von dieser Seite kaum nur soviel Wirkung machen, als irgend eine gute und treue Übersetzung eines griechischen Stückes, der Eindruck wird durch dies Spiel verstärkt werden, aber nicht eigentlich modifiziert, nicht in seinem Wesentlichen umgeändert, die hohe, stille und bescheidene Größe des Innern wird immer ihr Recht behaupten, nur sie allein wird zur Seele des Zuschauers sprechen, und nur ihr wird seine tiefe Rührung huldigen. Um noch jene Wirkung damit zu verbinden, hätte sie anders gearbeitet sein müssen. Gerade diese Art aber ist Goethen fremd, den äußeren Glanz der Diktion, den Reichtum der Bilder, die Fülle

der Harmonie vermißt man nicht selten bei ihm. Er scheut nicht einen prosaischen Ausdruck, fürchtet sich nicht vor dem, was in einer einzelnen Stelle matt genannt werden könnte, und hat wenigstens nicht von Natur und beim ersten Wurf den reinen und vollen Rhythmus, der unleugbar mit zu den Elementen gehört, die ein vollendetes Gedicht bilden. Aber in Goethen (und darum verweile ich hier bei diesem Punkte, weil es die Eigentümlichkeit unserer Dichtungsart, unserer Nation und Zeit zeigt, die ich in Goethen in ihrem schönsten Lichte dargestellt finde), entsteht dies in der Tat nur durch die Vortrefflichkeit seiner Natur, nur dadurch, daß er im eminentesten Verstand des Wortes Dichter ist. Die poetische Welt, die seine Einbildungskraft ihm bildet, hat eine Wahrheit, einen Zusammenhang, eine Wirklichkeit, wie die reelle um ihn her, von der sie sich nur durch ihre Idealität unterscheidet. Er lebt in ihr, wie in seiner Heimat; die Bilder stehen lebendig vor ihm da, alle seine Aufmerksamkeit, alles sein Streben ist nur auf sie gerichtet. Sie möchte er, ohne Verlust, ohne das Mindeste ihrer Wahrheit aufzuopfern, vor die Phantasie des Zuhörers stellen, und gern würde er die Worte entbehren, wenn er eine andere Sprache kennte, das auszudrücken, was er in der Seele trägt. Daher kommt es auch vielleicht, daß er alle Künste versucht, alle Sprachen der Phantasie gleichsam probiert hat; aber vergebens. Seinen Schöpfungen könnte der Meißel und der Pinsel nie genügen; sie enthalten zu viel von dem, was nur das innere Gemüt bewegt, er ist gezwungen, Dichter zu sein, da aber sagt ihm nun die Sprache nicht zu. Sie tut es um so weniger, da er durchaus (wie Schiller sehr gut beobachtet hat) episch ist; der lyrische Dichter hat noch eher mit Gegenständen zu tun, die er nur durch Zeichen empfangen

und geben kann; der epische hat immer Sachen und nichts als Sachen. Daher kommt es, daß Goethe immer nur sucht, die Hauptbegriffe hinzustellen, daß er im Lesen diese mit einem so vorzüglichen Nachdruck heraushebt, daß er alle seine Perioden, in deren Bau er in der Tat mehr als irgend ein anderer unserer Dichter Meister ist, so bildet, das er nun im Grunde nicht das mindeste Wort mehr anders rücken darf, ohne (ich sage nicht die Schönheit und den Wohlklang zu verletzen), aber ohne der Sache selbst, der Darstellung zu schaden, ohne sie, seinem höchsten Begriff nach, minder wahr und lebendig zu schildern. Daher entspringen die Unregelmäßigkeiten, die er nicht selten gegen Silbenmaß und Prosodie begeht. Da seine Perioden durch den Sinn mehr noch gebunden sind, als der Vers durch die Regeln, so muß der letztere oft weichen. So sehr ich auch diesen Mangel gerade in Vortrefflichkeit gegründet finde, so bin ich doch weit entfernt, ihn darum zu verstecken, oder zu behaupten, daß es nicht anders sein könnte. Ebensogut als der Gegenstand in seiner ganzen Lebendigkeit und die Sprache in aller *Kraft* des Ausdruckes, müßte auch die Pracht und die Fülle des Wohlklanges in der Seele des Dichters lebendig sein, und alle Forderungen, die jedes einzelne an ihn macht, würden dann ohne Widerstreit miteinander vereinigt werden können. Aber Goethe ist, wenn ich mich nicht ganz über ihn trüge, mehr Künstler überhaupt als Dichter, oder, weil dieser Ausdruck mißverstanden werden kann, er ist mehr Dichter, insofern sie den Dichter durch seinen Stoff und seine Geistesrichtung, als insofern sie ihn durch das Organ seiner Mitteilung charakterisieren, mehr Dichter als Sänger. Unstreitig ist dies vorzüglich der Fehler unserer Zeit und unserer Sprache, die beide am wenigsten von dieser Seite poetisch genannt wer-

den können, und darum haben immer die Klagen über die Sprache in den Epigrammen etwas rührend Wahres für mich in seinem Munde gehabt. Schiller ist darin bei weitem anders, ihm gelingt das Prächtige sogar vorzüglich gut, seine besten Sachen haben sogar immer diese Farbe, und wenn er manchmal im Versbau ebenso unregelmäßig ist, so fehlt es ihm nie an Mannigfaltigkeit und Fülle der Harmonie. Schiller sollte versuchen, etwas in dieser Gattung, das vorzüglich mit auf die Befriedigung des Auges durch malerische Situationen berechnet wäre, zu machen. Zuerst, dünkt mich, müßte man bei der Oper anfangen, bei ihr ist es am leichtesten und wegen der Verbindung der Musik auch am dankbarsten. Es ist überhaupt sehr schlimm, daß wir eigentlich gar keine deutsche Oper haben. Wenn man die Grenzen dieser Gattung gut und richtig bestimmte und nicht bloß gesungene Tragödien daraus machte, so könnte man etwas sehr Neues und sehr Gutes liefern. Es wäre in der Tat fast ein neuer Weg einer ästhetischen Behandlung, der in der Seele auch neue und ihm korrespondierende Stimmungen aufschließen müßte.

An Jacobi

Falscher Weg der französischen Kultur; Zukunft der deutschen

Der Mensch rückt nicht wahrhaft weiter fort, wenn er nicht Ideale vor Augen hat, wenn nicht die Ideen des Guten, Wahren und Schönen in anderen und höheren Bildern, als die uns täglich im bloß logisch Richtigen, Nützlichen und gefällig Harmonischen begegnen, vor uns stehen. Diese Ideale, der Blick auf sie, das, was man, wie ich neulich irgendwo las, sehr gut *Echappées* ins *Unendliche* nennen kann, fehlt den Franzosen. Zwar nimmt ihre Einbildungs-

kraft allerdings auch einen ähnlichen Flug; aber eben, weil es bloß die Phantasie ist, die dahin gelangt, so bleibt es gehaltleer, und man vermißt den inneren Sinn, der ein lebendiger Zeuge ist, daß jene erhabenen Urbilder nicht übermenschliche Fremdlinge sind, sondern in dem Innern des menschlichen Busens wohnen, aus dem sie auch abstammen. Man vermißt die tiefe Energie des Geistes, die, durch wahre, aber innere Erfahrung bereichert, nicht bloß Verhältnisse von Begriffen, sondern wahres Dasein entdeckt; man vermißt den großen bildenden Sinn, durch welchen der echte Dichter die Natur auffaßt und darstellt; man vermißt endlich, und dies natürlich am schmerzlichsten, das reine sittliche Gefühl, das, auf den strengen Begriff der Pflicht bezogen, den erhabenen; auf das begeisternde Bild einer hohen und idealischen Menschheit, den schönen und edlen; und in beiden Fällen, den uneigennützigen Tugendhaften bildet.

Wenn es möglich wäre, diesen Anspruch in schneidender Strenge zu verstehen, so wäre er das törichtste Verdammungsurteil, das der Stolz eines Menschen über eine Nation aussprechen könnte. Allein so können Sie, mein Lieber, mich nicht mißverstehen. Es ist keine Frage und braucht nicht einmal erwähnt zu werden, daß jene, die Hauptenergien des menschlichen Gemüts, in einer Nation, die, als Masse betrachtet, und gerade durch ihre Naturanlagen, so große Achtung und Bewunderung verdient, tätig und mächtig sein zu müssen, und selbst wenn man, was doch immer noch sehr übertrieben wäre, den Franzosen ableugnen wollte, daß sie zur wahren Philosophie, Poesie und Sittlichkeit auf der eigentlichen und echten Bahn gelangten, so könnten sie noch immer andere gleichfalls zum Ziel führende Wege dahin einschlagen. Was ich meine, ist eigentlich nur das,

daß die Richtung ihrer Kultur, nicht bloß ihrer geistigen Tätigkeit einen gerade vom Ziel abführenden Weg anweist, sondern auch die Quellen selbst verunreinigt, aus welchen sie entspringt; daß sie, sobald sie über diesen Gegenstand, die notwendige Art der Bildung, räsonieren, geradezu demjenigen widerstreben, was sie allein aufsuchen sollten, und daß (dies ist der härteste Teil meiner Anklage) in dem gesamten Schatz ihrer Literatur (die doch immer als die Darstellung des gesamten Gedankensystems, die richtigste Quelle der Kenntnis seiner Nation, besonders einer so hoch kultivierten, bleibt) kein einziges Denkmal vorhanden ist, aus dem sich ein entschiedenes Streben nach tiefer Philosophie, echter Poesie, oder erhabener und idealischer Sittlichkeit in vollkommener Reinheit und ohne allen Zusatz irdischer Schlacken (wenn Sie mir den Ausdruck erlauben) erweitern ließe.

Die ursprünglichen *Naturkräfte* stehen also bei dieser Nation mit der *Kultur* nicht nur, wie überall, in einem Streit, sondern auch in einem solchen, der notwendig mit der Niederlage des einen beider Teile endigen muß, und für den es keine Schlichtung in einer *kultivierten Natur* gibt. Denn was jene als ihre freieste Tätigkeit ansehen müßten, verwirft diese unerbittlich als Schwärmerei und Wahn. In diesem Streit müssen aber notwendig die ersteren unterliegen, da endlich doch immer die Form und der Gedanke siegen, und alles, wie stark es auch sei, untergehen muß, das keinen intellektuellen Ausdruck zu finden vermag. Sie werden um so leichter unterdrückt, als die französische Natur mehr gesund als derb, mehr leichtgestimmt als kraftvoll ist, und als diese Nation eine so wunderbare allgemeine Bildungsfähigkeit besitzt, daß die Kultur, wenn sie einmal schädlich wirkt, auch weit allgemeiner schadet als bei ihren Nachbarn.

Darum scheint es mir in der Tat wahr, daß das innere und bessere Leben hier meistenteils zerknickt wird; und weil es schon viele Generationen hindurch dieselbe Operation erfahren hat, nun auch wirklich schwächer entglimmt, da der Mensch gerade da niedergedrückt wird, wo er anfängt, emporzustreben. Darum erfahre ich auch hier fast das Gegenteil von dem, was ich in Deutschland fühle. In Deutschland vergißt man gern die Masse, um bei einigen Individuen stehen zu bleiben; hier, so achtungswert auch viele einzelne sind, flüchtet man sich doch gern zu diesem wirklich bewundernswürdig sanften, guten und verständigen Volke hin. In Deutschland lebe ich lieber in der Zukunft als in der Vergangenheit (denn mit der Gegenwart ist man doch in der Regel nirgends zufrieden), hier verweile ich am liebsten in dem vorigen und selbst der letzten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Denn wenn man von französischer Kraft spricht, so findet man sie in der Tat nur da eigentlich noch versammelt.

Es gibt jetzt hier mehrere gute Köpfe, die sich mit Eifer mit Metaphysik beschäftigen, die auch ein großes Verlangen haben, die Kantische zu kennen. Aber der wahre Zeitpunkt einer Revolution in diesem Fache ist noch lange nicht gekommen. Ob sie gleich ihre Philosophie selbst mangelhaft finden, so sind sie doch mit dem Wege, auf den sie Condillac gebracht hat, vollkommen zufrieden und halten ihn für den einzig wahren. Sie wollen nichts als Analytiker sein und verdrehen und verschlichten jeden Gegenstand, dem sich nun einmal nicht durch Analysis beikommen läßt; und für die Analyse selbst fehlt ihnen die notwendige Strenge und Schärfe. Sie haben ein ungeheures Schreckbild: angeborene Ideen; und dafür muß alles gelten, was in das eigentlich nicht weiter

Erklärbare eingreift, man möge es nun innere Geistesform, oder das Ich, oder allgemein das Ursprüngliche und Unvermittelte, oder im Praktischen Vernunft oder Vernunftinstinkt usf. nennen. Man erschöpft vergebens die reichste Mannigfaltigkeit der Formen, alles soll auflösbar, alles bis zur Sensation zurückführbar sein, die selbst nachher natürlich an nichts Festem hängen kann. Mit notwendigem Setzen, mit der Abstraktion von aller äußeren Erfahrung mit dem durchaus Bedingungslosen darf man gar nicht kommen. Alles dies sind nur Scheinbilder der metaphysizierenden Vernunft.

Bei dieser Philosophie muß natürlich aller Begriff echter Tugend verschwinden und sich in einen bloß vernünftigen Eigennutz auflösen. Auch ist es dieser letztere, den die hiesigen Moralisten recht allgemein fühlbar machen möchten. De créer des habitudes vertueuses ist ihr Hauptziel. Der Hang, nach Grundsätzen zu handeln, ist wirklich dem französischen Charakter nicht einmal in dem Grade eigen, als er einem Nationalcharakter eigen sein kann; von Gefühlen besorgen sie immer Schwärmerei; es bleibt also nichts übrig, als Gewohnheiten. Dies ist um so furchtbarer, als die Moralität sonst mächtige Stützen verliert. Wirklich übertriebene Furcht vor Fanatismus und Aberglauben bringt gegen jede religiöse Empfindung (wenigstens bei einer großen Zahl von Köpfen, indes andere mit nicht großem Glücke deistische Ideen allgemein zu machen suchen), welcher Art sie auch sei, entweder Erbitterung und Haß oder wenigstens eine bloß verachtende Toleranz hervor, und wird derselben unstreitig eine der Aufklärung noch ungünstigere Richtung geben. Andere Arten erhöhter Empfindsamkeit fehlen gleichfalls, und so muß natürlich, da der Mensch doch einmal einer inneren Bewegung be-

darf, die Einbildungskraft durch keine Regel geleitet müßig umherschweifen, oder die nicht durch Empfindung gemilderte Leidenschaft außerhalb suchen, was allein in uns zu finden wäre.

In diesem Zustande könnte die Kunst, besonders die Dichtkunst, eine große Hilfe gewähren; allein daran ist hier nicht zu denken, wo selbst die, welchen die französische, über die sie wirklich erhaben sind, weder den Geist noch das Herz erfüllt, sie dennoch für die höchste *Poesie,* und die ihnen unendlich mehr verwandte englische z. B. für etwas Edleres, Gehaltvolleres und Besseres, nur nicht für *Poesie* anerkennen: ein sicherer Beweis, daß ihnen der eigentliche Kunstsinn mangelt; daß sie in dem, was sie Poesie nennen, nur eine gewisse bestimmte äußere Form fühlen, und in dem Wahren und Echten mehr durch den Gehalt, als durch das, was eigentlich Kunstform ist, angezogen werden.

Die griechische Einfachheit und Zartheit, die sich so ganz auf diese Seite neigt, ist dem französischen Charakter durchaus fremd, ebenso die nordische Derbheit und Stärke; und doch sproßt wohl nur aus der glücklichen Vereinigung beider die schönste poetische und philosophische Blüte empor, die vielleicht darum künftig einmal am besten auf deutschem Boden fortkommt, weil die Natur die Deutschen am wenigsten mit einseitigen Vorzügen begabt hat, welche die Erreichung allgemeiner Vollkommenheit hindern könnten; sie mehr kräftig *ausgestattet,* als selbst *geformt* hat.

An Schiller

Zeitpunkt menschlicher Reife

In jedem Menschen, der sich vorzugsweise mit philosophischem Nachdenken beschäftigt, muß es eine Epoche geben, in welcher die Summe seiner Gedanken

Festigkeit und systematischen Zusammenhang gewinnt, und die es ihm möglich macht, sich, indem er sicher und fest aufsteht, nach jeder Seite mit Leichtigkeit hinzubewegen. Es scheint mir ein vorzüglich schwieriges Kunststück der Bildung seiner selbst und anderer, diesen Zeitpunkt gehörig zur Reife zu bringen, und es ist schon immer viel, sich nur von dem Wege nicht ablenken zu lassen, die Ernte nicht antizipieren zu wollen und sich nicht durch zu frühzeitige, kleinliche, zerstückelte Unternehmungen zu zerstreuen, da alle Werke, die dem eigenen Geist zu genügen imstande sind, erst jenseits dieser Grenze liegen können. Bei wenigen ist dies so offenbar, als bei Kant, wenn man seine früheren Schriften mit den späteren, von der Kritik an, vergleicht. Jener Zeitpunkt ist in ihm eigentlich sehr spät erschienen, aber aus den Bruchstücken seiner früheren Produkte bemerkt man hier und da Spuren seines Ganges. Ihnen ist es früh gelungen, die Ideen auszubilden, um welche sich Ihre intellektuelle Tätigkeit dreht, und in allem, was ich jetzt von Ihnen lese, selbst in der flüchtigsten Bemerkung in einem Briefe, herrscht eine durchgängige und bewundernswürdige Einheit. Auf diese gründe ich auch meine Hoffnung, daß, ungeachtet der unseligen Lage, in welcher selbst der bessere Teil des Publikums sich in Rücksicht auf Ihre philosophischen Arbeiten befindet, diese doch nach und nach durchdringen und sich ihre Leser selbst zubereiten werden. Nach dem, was Sie mir von Ihren neuesten beiden Abhandlungen sagen, darf ich hierbei vorzüglich auf diese rechnen. Wenn immerfort in verschiedenen Gestalten und mannigfaltigen Anwendungen dieselbe Vorstellungsweise wiederkehrt, so muß sie doch endlich auch bei dem am wenigsten vorbereiteten Leser Eingang finden,

und es muß sich dann durch die Tat selbst bewähren, daß, was in jeder Anwendung die Probe besteht, in sich zusammenhängend und wahr sein muß.

An Schiller

Dreifache Art der Lebensführung

Die Idee, daß für den menschlichen Geist ein gewisses Bild der Menschheit, zu dessen Möglichkeit alle Nationen und Zeitalter mitgearbeitet haben, fortwährend existiert, hat für mich immer ein sehr starkes Interesse gehabt. Es gibt nun ein doppeltes Leben für den Menschen, eins in bloßer und der höchsten Tätigkeit, mit der er strebt etwas zu erfinden, zu schaffen oder zu sein, was teils ihn selbst überleben, teils schon dadurch, daß es eine Zeitlang durch ihn still mithandelt, auf den menschlichen Geist überhaupt erweiternd wirkt; ein anderes in bloß ruhiger Freude und heiterem Genuß, wo der Mensch sich begnügt, glücklich und schuldlos zu sein. In beiden ist ein fester Zweck und eine sichere Belohnung. Nur eine Art des Lebens, die dritte noch mögliche, ist fatal, und doch (und gerade zeichnet dies auch unser Zeitalter aus) so häufig: diejenige, die, ohne wenigstens überwiegenden Genuß, bloß Arbeit gibt, und wo die Arbeit nur dazu dient, das Bedürfnis zu befriedigen. Daher ja auch im Privat- und politischen Leben alles darauf ankommt, die Gegenstände des Bedürfnisses zu vermindern und die des Genusses und der freien Tätigkeit zu vermehren. Mich selbst, leugne ich nicht, prüfe ich immer nach diesen drei Rücksichten, und nur nach ihnen kann ich ganz meine Rechnung mit mir und dem Zufall halten, der jeden Menschen umherwirft.

An Körner

Selbstcharakteristik

Es ist wunderbar, wie zufällig es mit dem Menschenleben hergeht. Bis in mein vierundzwanzigstes Jahr fast habe ich nichts als Dinge gelernt, die ich, die Sprachen abgerechnet, ganz rein habe wieder vergessen müssen. Bis dahin habe ich mir nie ein ästhetisches Urteil erlaubt und auch sehr oft sehr ungeschickte gefällt, wenn ich es einmal wagte; ich bin von denen, die sich mit mir beschäftigten, z. B. von Engel, als ein der Kunst gleichsam verschlossenes Subjekt, als ein bloß trockener und kalter Kopf behandelt worden, und seitdem ich mich in diesem Felde versucht habe, ist es mir nur so selten und so sprungweise gelungen, anhaltende und fruchtbare Studien zu machen. Die Natur hat mich offenbar darin sehr ungünstig ausgesteuert, daß sie mir keine vollkommen entschiedene Determination zu einem Beruf gegeben hat, und meine ganz geschäftslose Lage vermehrt noch vielleicht dies Übel. Trotz meiner scheinbaren Gleichgültigkeit macht mir dies oft Kummer, und der beste und genußreichste Trost, den ich noch dabei aus dieser Stimmung schöpfen kann, ist der, daß eben diese vielseitigere Anlage mich fähiger macht, mehreren anderen intellektuellen Genuß im Umgang zu geben, ihnen näher zu kommen, die Freundschaft gleichsam von mehreren Seiten zu fassen und die Menschen tiefer und parteiloser kennen zu lernen. Ich habe an Genuß gewonnen; da aber Glückseligkeit nur aus gelingender Tätigkeit entspringt, an Glück, wie ich auch sehr lebhaft fühle, beträchtlich verloren.

An Schiller

Selbstcharakteristik

Ich weiß nicht, durch welche Verbindung von Umständen ein großer Durst des Wissens plötzlich,

wie von neuem, in mir erwacht ist, aber sehr lange habe ich ihn nicht in gleichem Grade gefühlt. Ich überlasse mich dieser Neigung um so mehr, als ich gar keinen Mut habe, so lange ich von Ihnen abwesend bin, etwas nur irgend Würdiges hervorzubringen. Und überhaupt sind meine Gesichtspunkte jetzt zu fest, als daß ich fürchten dürfte, in eine vage Gelehrsamkeit auszuschweifen, die ich gewiß am meisten geringschätze. Alles, was ich anfange, ergreife ich doch aus einem Gesichtspunkte, und niemals unterlasse ich, aus allem Gesammelten die Resultate zu ziehen, die diesen Gesichtspunkt angehen. Dies vorausgesetzt, kann ich kaum der Begierde widerstehen, so viel, als nur immer und irgend möglich ist, sehen, wissen, prüfen zu wollen. Der Mensch scheint doch einmal dazu da zu sein, alles, was ihn umgibt, in sein Eigentum, in das Eigentum seines Verstandes zu verwandeln, und das Leben ist kurz. Ich möchte, wenn ich gehen muß, so wenig als möglich hinterlassen, das ich nicht mit mir in Berührung gesetzt hätte. Diese Begierde ist mir immer eigen gewesen und hat mich nur oft leider irre geführt, so daß sie sich selbst ihren Zweck vereitelte. Im Wissen und im Leben habe ich mich immer selbst durch zu große Verbreitung bestraft. Ich habe nach allem gegriffen und vergessen, daß jedes festhält und manches die Kraft verzehrt. Mit dem Leben bin ich nun zu großer Ruhe gekommen, und mit dem Wissen ist der Kampf, gottlob! gefahrloser.

An Welcker

Humboldt über seine Schriftstellerei

Mir wird es immer unmöglich bleiben, viel drucken zu lassen. Ich schreibe zum Druck zu zögernd und langsam und mache nicht bloß zu dem, was ich

schreibe, oft übermäßig große Vorstudien, sondern oft auch Vorstudien zu Arbeiten, die ich nie mache, oder die nie erscheinen, so daß auch von den Vorarbeiten niemand etwas erfährt. So habe ich im vergangenen Winter gewiß vier Wochen mit den Sprachen der Südseeinseln zugebracht und mir die Mühe gegeben, ein ganzes otaheitisches Evangelium Johannis bloß nach dürftigen Hilfsmitteln verwandter Dialekte durchzuarbeiten, ohne daß ich weiß, ob ich davon je Gebrauch werde machen können. Es scheint mir aber notwendig, in den Studien, die ich treibe, vieles, auch zur Seite liegendes, zu durchlaufen, bloß um gewiß zu sein, daß da nichts steckt, was den Behauptungen, die man machen möchte, feindlich entgegentritt. Das meiste aber, was in mir der Autorschaft entgegenwirkt, liegt tiefer in meiner Ansicht des Lebens. Ich habe, solange ich in Geschäften war, mehr auf das Tun als die Taten gehalten, und halte im literarischen Leben mehr vom Lernen als vom Hervorbringen. Ich habe einmal die bestimmte Idee, daß man, ehe man dies Leben verläßt, soviel von inneren menschlichen Erscheinungen, für die ich doch allein rechten Sinn habe, da mich alles andere nur vorübergehend berührt, kennen und in sich aufnehmen muß, als nur immer möglich ist. Ein mir neues, wichtiges Buch, eine neue Lehre, eine neue Sprache scheinen mir etwas, das ich der Nacht des Todes entrissen habe, und machen mich innerlich vielmehr glücklich, als ich es aussprechen kann. Das geringe Talent äußerer Hervorbringung, das ich besitze, ist auch gar nicht zu vergleichen mit dem, wie ich wahrhaft sagen kann, viel ausgezeichneteren, Verschiedenartiges und Tiefes in mich aufzufassen und innerlich zu verknüpfen; und jeder Mensch muß doch seiner Individualität und seinem charakteristischen Talent nachgehen. Daß ich z. B. Sanskrit

gelernt habe, kann ich in der Freude und Genugtuung, die es mir innerlich verschafft, mit keinem anderen Gut und keiner anderen Freude vergleichen. Es ist mir geradezu ein solcher Gewinn, wie es mir war, in das Griechische einzugehen, und da es sich mit dem Griechischen glücklicherweise in mir verbindet, stellt es sich auf einmal auf eine viel höhere Stufe. Den ganzen Sommer habe ich Manus' Gesetzbuch gelesen und studiert, großenteils mit dem indischen Kommentar; und ob es gleich bei weitem die Eindrücke nicht hinterlassen kann, welche die Bhagavad Gitá macht, so gewährt es mir doch einen ungemeinen Genuß.

An Welcker

Humboldt über seine Frau

Sie glauben nicht, liebster Welcker, wie recht eigentlich gut ich Ihnen bin. Ihr lebendiges Wesen in unserem Umgange hat für mich, wie Ihre Briefe noch jetzt, immer etwas zugleich Erweckendes und Beruhigendes gehabt, und es ist mir eigentlich nie vorgekommen, daß jemand bei soviel unleugbarer Reizbarkeit und Tiefe des Gefühls, soviel Leichtigkeit, Frohsinn und Empfänglichkeit für jede Idee und jede Beobachtung bewahrt. Dann haben Sie, wie ich nicht leugnen will, mein Herz sehr dadurch bestochen, daß Sie gleich am Anfang so rein und richtig erkannt haben, was eigentlich in meiner Frau von Geist und Gemüt liegt, worüber Sie sich noch in Ihrem letzten Briefe so richtig ausdrücken. Es ist wirklich ein unglaubliches Glück, solch ein Wesen gefunden zu haben, und in vielen Sonderbarkeiten, die uns zusammengeführt, liegt wirklich mehr als zufälliges Glück, wahres Schicksal. Eine Heirat hat selten auf einen Mann einen günstigen Einfluß. Mich

aber, kann ich wohl sagen, hat die meinige gerettet. Ich habe eine ordentlich unselige Fähigkeit, mich jeder Lage anzupassen, und stand, als ich mich versprach, eben auf dem Punkt, ganz und rettungslos in äußere Verhältnisse unter uninteressanten Menschen zu versinken, als mich meine Verbindung und der sich darauf notwendig gründende Plan, selbständig und für mich zu leben, plötzlich, wie aus einem Schlummer herausriß. Indes wäre dies noch wenig. Allein der Umgang mit gewissen Naturen, und keine darf man dabei so nennen, als die meiner Frau, hat durch sich selbst etwas unmittelbar und in jedem Moment Bildendes. Bei meiner Frau kommt aber noch hinzu, daß, da einer der Hauptzüge in ihr Ehrfurcht für jede innere Freiheit ist, das Bildende nur immer jeden in *seiner* Natur weiterführt.

LITERATURNACHWEIS

Der Auswahl ist die von LEITZMANN und GEBHARDT besorgte Ausgabe der Königlich preußischen Akademie der Wissenschaften zugrunde gelegt, deren einzelne Bände die römische Ziffer bezeichnet. Da die Bände V—IX noch nicht erschienen sind, so mußten für die Sprachphilosophie auch die Ausgabe von STEINTHAL und die „Gesammelten Werke" 1841 ff., für die Briefe die Einzelausgaben von HAYM u. a. herangezogen werden.

Titel des Stücks	Seite	Werk, aus dem das Stück genommen ist	Band und Seite
Individualität	34	„Das 18. Jahrhundert"	II 36
Vielseitigkeit und Energie	36	„Ideen über Staatsverfassung"	I 80
Gefahren der Charakterbildung	36	„Das 18. Jahrhundert"	II 96
Nachteil und Vorteil der neueren Zeit	38	„	II 102
Zur Menschenkenntnis	42	„	II 46
Nationale Individualitäten	47	„	II 38
Weiblicher Charakter	50	„	II 100
Kultur der Sinnlichkeit	53	„Ideen zu einem Versuch, die Grenzen der Wirksamkeit des Staats zu bestimmen" und „Über Religion"	I 165, I 170, I 57
Synthese von Einseitigkeit und Vielseitigkeit	56	„Ideen" usw.	I 106
Religion und Sittlichkeit	58	„	I 163, 151
Ästhetische Moral	60	„	I 173
Wahrer Adel	62	„	I 158
Individualität nicht Idiotismus	62	„	I 122
Lebenskunst	63	„	I 117

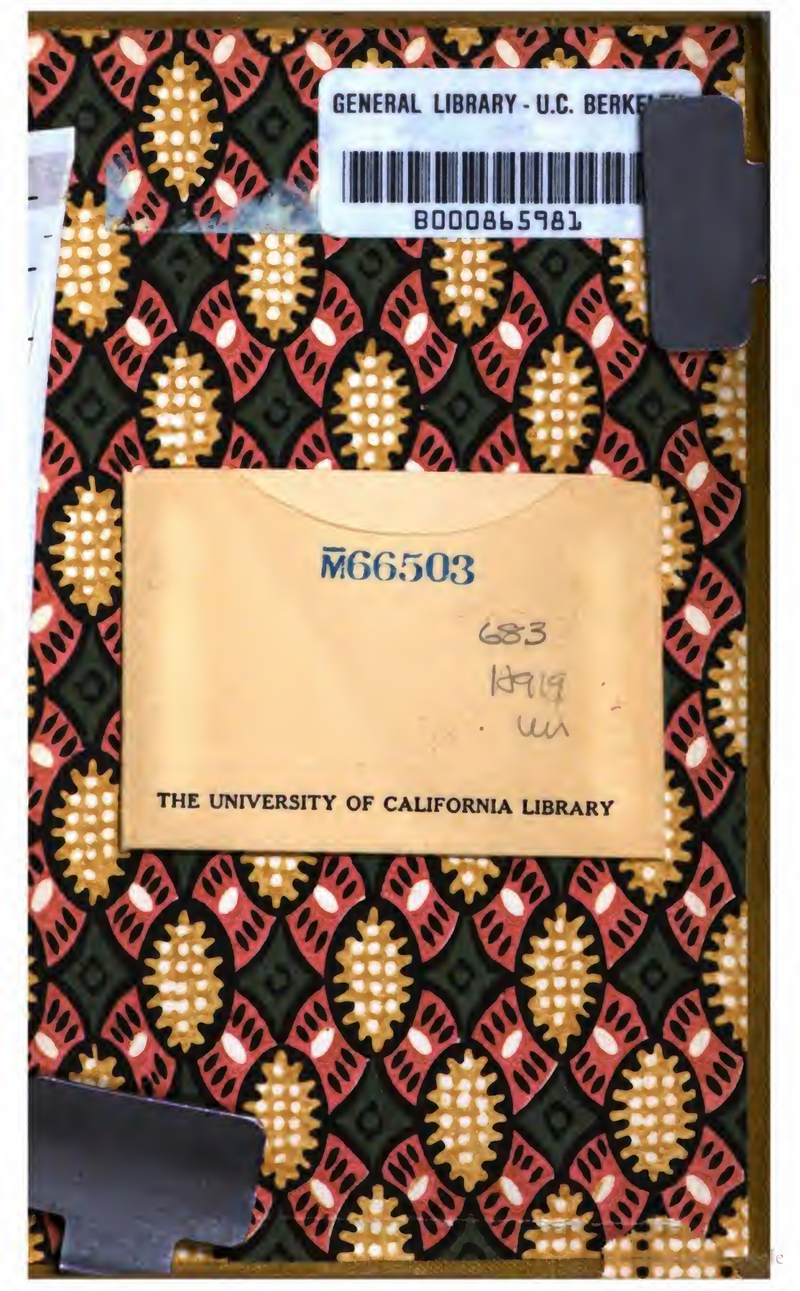
Titel des Stücks	Seite	Werk, aus dem das Stück genommen ist	Band und Seite
Ziel des Künstlers . . .	119	„Über Goethes Hermann und Dorothea“	II 142
Totalität des Kunstwerks	119	„	II 136
Begriff des Idealischen .	121	„	II 129
Weitere Bestimmung desselben	122	„	II 132
Phantasie und Realität .	123	„	II 128
Wesen des Dichterischen	123	„	II 125
Philosophie und Praxis .	124	„	II 11
Unerklärlichkeit d. Genies	125	Steinthal	I 203
Zusammenhang in der Geschichte	131	„Gesch. d. Verfalls“ usw.	III 182
Idee und Individuum . .	132	„Über die Aufgabe des Geschichtsschreibers“	IV 54
Die Ideen in der Geschichte I	133	„	IV 51
Die Ideen in der Geschichte II	136	„	IV 55
Voraussetzung des Geschichtsverständnisses .	137	„	IV 45
Kraft, nicht Glück, ist Bestimmung	141	„Gesch. d. Verfalls“ usw.	III 172
Der Geschichtsschreiber als Künstler	142	„Über die Aufgabe des Geschichtsschreibers“	IV 35
Die Alten und die Modernen	148	„Ideen“ usw.	I 109
Deutsche und Franzosen	151	An Jacobi (Ausgabe von Leitzmann)	68
Deutsche und Griechen .	152	„Gesch. d. Verfalls“ usw.	II 184
Griechen und Germanen .	152	„Das 18. Jahrhundert“	II 27
Deutscher Charakter . .	153	„	II 43
Nachteil und Vorzug unserer Zeit	154	„	II 14
Sprache als Bindemittel .	156	Steinthal	I 154
Sprache und Bildung . .	157	Über das vergl. Sprachstudium	IV 14
Sprache und Bewußtsein .	160	„	IV 23
Wort und Sache	161	„	IV 29
Wort und Gedanke . . .	164	„	IV 27
Schillers doppelte Veranlagung	166	Brief an Schiller.	4. 8. 1795
Schillers Charakter . . .	168	„	31. 8. 1795
Schillers dichterische Eigenart	168	„	16. 10. 1795
Schiller und die Griechen	170	„	6. 11. 1795

Titel des Stücks	Seite	Werk, aus dem das Stück genommen ist
Schiller will griechisch lernen	171	Brief an Schiller. 20. 11. 1795
Worin Schiller unvergleichlich war	173	Brief an Chr. G. Körner (Ausg. von Jonas). 26. 1. 1811
Schillers Tod	177	Brief an Goethe aus Rom. 5. 6. 1805
Griechischer Geist . . .	180	Brief an Schiller. 6. 11. 1795
Reiz des Altertums . . .	184	Brief an Welcker (Ausgabe von Haym). 26. 10. 1825.
Griechische und moderne Bühne. Goethes Künstlertum	185	Brief an Körner. 21. 12. 1797
Falscher Weg der französischen Kultur; Zukunft der deutschen	190	Brief an Jacobi aus Paris. 26. 10. 1798
Zeitpunkt menschlicher Reife	195	Brief an Schiller. 27. 11. 1795
Dreifache Art der Lebensführung	197	„ 2. 2. 1796
Selbstcharakteristik . . .	198	Brief an Körner. 15. 11. 1798
„ . . .	198	Brief an Schiller. 28. 9. 1795
Humboldt über seine Schriftstellerei	199	Brief an Welcker. 26. 10. 1825
Humboldt über seine Frau	201	„ 23. 12. 1809

INHALT

Druck der Spamerschen Buchdruckerei in Leipzig-R.

4/6 07 3 —


GENERAL LIBRARY - U.C. BERKE
B000865981
M66503
683
THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY

